This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

5062

Erinnerungen

an

D. August Neander

von

D. J. L. Jacobi,
o. Professor der Theologie an der Universität zu Halle.

1882.
Verlag von Eugen Strien in Halle.

Erinnerungen

an

D. August Neander

von

D. J. L. Jacobi,
o. Professor der Theologie an der Universität zu Halle.

1882.
Verlag von Eugen Strien in Halle.

Request of
Prof. J. H. Thayer
Nov 20, 1893
(977)

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck von Fr. Richter in Zeitz.

Vorwort.

Mehr als ein Menſchenalter iſt vergangen, ſeit Auguſt Neander ſtarb. Die Dankbarkeit, welche ich nicht nur mit vielen, ſondern auch vor vielen ihm ſchulde, treibt mich, ſein ſchwindendes Andenken neu zu befeſtigen, indem ich ſein Bild zu zeichnen verſuche, wie ich es in fünfzehnjährigem Zuſammenleben aufgefaßt und in treuer Erinnerung bewahrt habe. Ich hoffe bei denjenigen, welche ihn gekannt haben, die Beſtätigung zu gewinnen, daß ich ihn wahr und richtig geſchildert habe, und daß ſie ſich gern zurückgeleiten laſſen in die Zeit, wo Neander der Jugend Begeiſterung einflößte für den Erlöſer und für die Schätze der Erkenntniß, welche in ihm beſchloſſen ſind; allen aber, mögen ſie ihn gekannt haben oder nicht, wünſche ich in der Schilderung ſeiner großen, dem Dienſte Chriſti geweiheten Gaben, in der Darſtellung der Harmonie ſeines Weſens, der Reinheit und Erhabenheit ſeines Charakters ein hiſtoriſches Zeugniß dafür abzulegen, daß auch in unſerem Jahrhundert das Chriſtenthum, obgleich es weit umher durch Weltſinn verblaßt oder unterdrückt, oder durch den Egoismus der kirchlichen Parteiung verzerrt erſcheint, dennoch ſeine weltüberwindende und friedenbringende Kraft bewahrt habe. Was ich zu geben beabſichtige, iſt weniger eine Biographie, als ein Charakter-

bild und schließt sich in dieser Hinsicht ergänzend an frühere Darstellungen an. Mein Gesichtspunkt ist hauptsächlich darauf gerichtet, das innere Leben des Mannes in seiner Tiefe und in seiner Einheit mit seinen Leistungen darzustellen. Was für seine innere Entwicklung in der Jugendzeit von Bedeutung gewesen ist, habe ich theils nach dem Aufsatz von Kling, theils aus eigener Kenntniß berichtet. Aber zu einer ausführlichen Biographie ist alles, was man bis jetzt von Neander weiß, nicht hinreichend. Sein Wesen war zu einfach, sein äußeres Leben zu unbewegt, um dazu den Stoff zu bieten. Auch sein brieflicher Verkehr war beschränkt. Immerhin würde sein Briefwechsel noch manche werthvolle Beziehungen auf Personen und Sachen eröffnen, wenn er bekannter wäre. Allein die an ihn gerichteten Briefe, welche seinen späteren Jahren angehören, und welche er in seinem Studirzimmer in einem ziemlich großen Beutel aufbewahrte, sind, so viel ich weiß, unmittelbar nach seinem Tode entwendet worden und es ist wenig Hoffnung vorhanden, daß sie wieder an den Tag kommen werden.

August Neander war am 17. Januar 1789 zu Göttingen geboren, der Sohn eines jüdischen Kaufmanns, Namens Mendel. Der Vater soll ein Handelsmann sehr gewöhnlichen Schlages gewesen sein; einen Einfluß edlerer Art empfing er von seiner Mutter, welche als eine Frau von feinerem Geiste bezeichnet wird. Sie folgte dem Sohne auf seinem Wege zum Christenthum und siedelte auch, um ihn zu pflegen, nach Heidelberg und nach Berlin über, wo sie 1817 starb. Der Baron von Kottwitz, der sie hier kennen lernte, sprach wiederholt mit Hochachtung von ihrer Trefflichkeit und Frömmigkeit. Sie lebte eine Zeit lang in Hamburg, wo sie, getrennt von ihrem Manne, die Erziehung ihrer Kinder leitete. Die vorzüglichen Fähigkeiten ihres Sohnes erkannten alle seine Lehrer, auch waren alle von der Elementarschule ab überzeugt, daß er durchaus nicht zum kaufmännischen Geschäft, aber sehr zum Studium geeignet sei. Im Jahre 1803 bezog er das Johanneum und 1805 das akademische Gymnasium in Hamburg. Gurlitt, der Direktor beider Anstalten, war ein tüchtiger Philolog und Kritiker und legte den Grund zu einer gediegenen Kenntniß der klassischen Sprachen in Neander, welcher ihm nicht nur dafür ein dankbares Andenken bewahrte, sondern auch weil Gurlitt, obgleich fest in rationalistischer Ueberzeugung, später den ganz anders gesinnten jungen Mann theilnehmend und thatkräftig in seinem Berufe förderte. Den Uebergang zum akademischen Gymnasium machte er mit einer lateinischen

Rede für die bürgerliche Emancipation der Juden, welche Gurlitt werth hielt, sie drucken zu lassen. Neander war auch in seinen reifsten Jahren für diese Begünstigung und sprach sich öfter darüber aus. Ihn leitete dabei die Hoffnung, daß die Juden um so schneller zum Christenthum gelangen würden. Die eigenthümlichen Bedingungen des Staates hatte er weniger im Auge, und ich möchte daher auch nicht zuversichtlich behaupten, daß er ihnen Rechte bis zu der Ausdehnung, wie sie sie jetzt besitzen, z. B. die Befugniß Richter zu sein, bewilligt wissen wollte.

Unter seinen Altersgenossen lebte er anfänglich ziemlich einsam. Linkisch in äußerlichen Dingen, in sich gekehrt und schüchtern, durch gemeines Betragen abgestoßen, hielt er sich zurück von den Schülern. Zu seinem Freunde wählte er Plato, ihm ergab er sich mit jugendlicher Begeisterung. In ihm fand er, wonach seine Seele sich sehnte: in der kalten Reflexion und niedrigen Prosa des umgebenden Lebens, warme Begeisterung, Erhebung zu den überirdischen, göttlichen Dingen, Adel der Gesinnung und Verachtung des Gemeinen. Dennoch empfand er die Einsamkeit schmerzlich. Es war in ihm ein tiefes Bedürfniß nach Freundschaft und er rechnete sich zu denen, welche die herbe äußere Form hindere, die Liebe zu bethätigen, welche sie üben möchten. Seine Sehnsucht wurde erfüllt, als einige der begabtesten Mitschüler, die seine Talente und seine edle Gesinnung erkannten, ihn an sich zogen. Es war der später als Schulmann angesehene Wilhelm Neumann, Varnhagen, welcher allerdings weiterhin sich minder würdig zeigte, und der Dichter Chamisso. Sie fanden ihn erfüllt mit Plato, auf Tisch und Stühlen umgeben von platonischen Schriften und Kommentaren, und dadurch vorbereitet zum Eintritt in eine Gesellschaft für romantische Literatur, den Nordstern, an deren Spitze sie standen. Die Briefe, welche er an den

abweſenden Chamiſſo ſchreibt, ſprechen das Glück aus, was er in dieſer Freundesverbindung fühlt. Sie haben einen lebendigen pathetiſchen Styl, die ſubjektive Rhetorik, wie man ſie bei F. H. Jacobi, Herder, Schleiermacher und anderen findet. Sie ſind zugleich voll von den edelſten Empfindungen eines für Freundſchaft und Wahrheit glühenden Jünglings. Aber je länger, deſto inniger wurde ſeine Freundſchaft mit dem trefflichen Karl Sieveking, der ſpäter als Senator von Hamburg eine hervorragende Stellung einnahm und mit ihm bis ans Ende in Freundſchaft eng verbunden blieb, während die anderen von ihm ſchieden theils durch den Tod, theils durch die Wege des Lebens. Man möchte wohl annehmen, daß Sieveking's Umgang vorbereitend auf Neanders Bekehrung zum Chriſtenthum gewirkt habe, allein da er nicht unter den Taufzeugen genannt wird, ſo iſt es nicht wahrſcheinlich, daß Neander ihm einen Antheil daran zuſchrieb. Wohl aber ſoll es einen Eindruck auf ihn gemacht haben, daß ein Freund, welchem er ſein Entzücken über Plato ausgeſprochen, ihm erwiderte, das was er rühme, könne er noch ſchöner und wahrer im Johannes leſen. Dies habe ihn veranlaßt, ſich mit dem neuen Teſtament zu beſchäftigen. Gleichzeitig las er Schellings Schriften und Schleiermacher, zu welchem ihn wahrſcheinlich Plato hinführte. Die Reden über die Religion, das neue Licht, in dem ſie Chriſtum, den Erlöſer zeigten, zündete blitzartig, wie in vielen Zeitgenoſſen, ſo auch in Neanders Seele. Wenn er, wie erzählt wird *), ſelbſt geſagt hat, daß ihn Plutarch, beſonders ſein Pädagog, dem Chriſtenthum näher gebracht habe, ſo iſt das kein Widerſpruch gegen den poſitiven Einfluß Schleiermachers, ſondern bezeichnet eine vorangehende Stufe. So viel iſt gewiß, daß der Entſchluß, Chriſt zu werden,

*) Kling, Theol. Stud. u. Krit. 1851, S. 522.

nicht durch das Alte Teſtament weſentlich gereift worden iſt. Schon in ſeiner Familie ſcheint das Judenthum einen modernen Charakter gehabt zu haben. Er ſelbſt aber, in dem Augenblick, wo er ſich Rechenſchaft giebt über ſeinen Uebertritt, überſieht zwar nicht die Weiſſagungen, aber die höchſte, verwandteſte ſpricht für ihn nicht das Alte Teſtament aus, ſondern Plato. In dieſer Abhandlung erhebt er das Chriſtenthum als die Religion der Liebe über das Judenthum, die Religion der Furcht, wie die Identität über dem Gegenſatz ſtehe, den ſie verſöhne. Es ſind Gedanken vornehmlich Schleiermachers und Schellings, mit welchen er ſeine Apologie begründet. Wenn man vergleichen will, ſo war ſein Judenthum eher dem philoſophiſchen der alten Alexandriner ähnlich, als dem buchſtäblichen der Paläſtiner.

Im Begriff zur Univerſität abzugehen, am 25. Februar 1806, ward er von dem Paſtor Boſſau in Hamburg getauft. Vermuthlich legte der Augenblick, in welchem er ſich beſtimmter für die Wahl eines Berufes zu entſcheiden hatte, ihm die Aufforderung nahe, ſich auch äußerlich zum Chriſtenthum zu bekennen, welches er liebte. Wenigſtens iſt ein anderer Antrieb nicht bekannt geworden; ſelbſt ſein langjähriger Freund Tweſten wußte nichts davon anzugeben. Er nannte ſich nunmehr Neander, weil er ein neuer Menſch ſein wollte, und nahm die Vornamen Johann Wilhelm Auguſt an von ſeinen Pathen Gurlitt, Neumann und Varnhagen.

Mit einem Stipendium ausgeſtattet, welches ihm Gurlitt zuwendete, ſchickte er ſich an, das Studium der Rechte zu ergreifen. Dieſe Wahl muß überraſchen, wenn man ſeine bisherige Entwicklung, ſeine Bildungsweiſe und die Gegenſtände ſeines Intereſſes beobachtet. Es mochte wohl dem im Judenthum Erzogenen, obgleich das Evangelium ſein Herz gewonnen hatte, dennoch der Gedanke fremdartig ſein, ein

christlicher Pfarrer zu werden. Als er aber auf der Durchreise durch Hannover einen Verwandten besuchte, einen angesehenen Arzt Namens Stieglitz, sagte ihm dieser mit großer Bestimmtheit, er passe nicht zum Juristen, sondern zum Philosophen oder Theologen. Das führte ihn zur richtigeren Selbsterkenntniß und zur Theologie. Schon vorher hatte er den Entschluß gefaßt, um Schleiermachers willen, von welchem er mit Enthusiasmus sprach, in Halle zu studiren. Mit der höchsten Theilnahme hörte er die Vorlesungen desselben. Sie führten ihm grundlegende Ideen zu über die Theologie im allgemeinen und insbesondere über Bedeutung und Methode der Kirchengeschichte. Doch nur ein halbes Jahr war ihm dieser fruchtbare Aufenthalt gegönnt. Nach der Katastrophe von Jena drangen die Franzosen gegen Halle vor. In der Nähe der Stadt kam es zum Gefecht, das tapfere aber schlecht geführte preußische Corps ward geschlagen und in die Stadt verfolgt; in den Straßen krachten die Schüsse. Ein Studiengenoß Neanders, der spätere Hofprediger Strauß eilte, sich nach Neander umzusehen, sobald er es wagen durfte, sein Haus zu verlassen. Er fand ihn vertieft in seine Arbeiten, überrascht durch die Nachricht, denn er hatte von all dem Schrecken und dem Getöse nichts vernommen. Napoleon hob die Universität auf und schickte die Studenten fort. Neander, dem die einquartierten Franzosen nichts übrig gelassen hatten, wanderte in ärmlicher Kleidung und körperlich leidend nach Göttingen. Hier wurde er der Mittelpunkt eines Kreises, welcher sich mit Schleiermacher beschäftigte. Am meisten zogen ihn die Vorlesungen von Stäudlin und Planck an und lenkten seine Neigung auf das geschichtliche Studium. Man bemerkt zugleich, daß er, mehr als es Planck zu thun pflegte, von dem Aeußerlichen der Begebenheiten in das Innere und auf die religiösen Motive zurück zu gehen strebt.

Auguſtins eigenthümliche Dogmen erklärte er aus dem, was er im religiöſen Gefühl erlebt und dann mit dem Verſtande und als Syſtem nicht ganz angemeſſen dargeſtellt habe.

Um Oſtern 1807 ging eine neue Wandlung mit ihm vor. Er machte eine Ferienreiſe nach Hamburg über Hannover, und traf im Stieglitzſchen Hauſe mit einem privatiſirenden Gelehrten Namens Frick zuſammen, welcher ſich viel mit Dante beſchäftigte und die Bibel wohl kannte. Angezogen durch Neanders Geiſt und Gemüth, führte er lange Geſpräche mit ihm und rieth ihm, nicht in Platoniſcher und Schleiermacherſcher Philoſophie, ſondern in Chriſto alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß aufzuſuchen. Neander verließ ihn tief bewegt. Nach Hamburg gekommen, ſchloß er ſich an einen alten Arzt Namens Heiſe an, einen einfach frommen Mann, welcher ſich auch als Dichter bethätigte, und an Matthias Claudius. Er war bisher einer intellectualiſtiſchen und ariſtokratiſchen Theologie ergeben. Jetzt hatte er den Hochmuth erkannt, der darin verborgen lag. Von da ab wurde ihm deutlicher, daß das Chriſtenthum und die Theologie zuerſt und vor allem Sache des Gemüthes ſei, und daß nicht ein vornehmes Herabblicken auf den großen Haufen der gewöhnlichen Menſchen dem Theologen zieme, ſondern Einfalt des Herzens, kindlicher Glaube und liebevolle Herablaſſung zu den Niedrigen. Nicht ohne Kampf wendete er ſich von der theuren Genoſſin ſeiner Studien, der Philoſophie, dem ausſchließlicheren Studium der Bibel zu, lernte auch unter des Privatdocenten Geſenius Anleitung das Hebräiſche. Die einfachere und praktiſchere Auffaſſung des Chriſtenthums hat unzweifelhaft ſehr viel dazu gethan, ihn für die Kirchengeſchichte als ſeine Fachwiſſenſchaft zu entſcheiden. Hatte er den Erlöſer in ſeiner geſchichtlichen Geſtalt richtiger auffaſſen lernen, ſo wollte er nun auch ſein Erlöſungswerk an der Menſchheit weiter verfolgen. Daher

begann er die Kirchenväter zu lesen und sie bestätigten ihm den neuen Weg, welchen er eingeschlagen hatte. Eine Zeit lang blieb er vorzugsweise ernst und in sich gekehrt, bis sein Entschluß gereift war. Dann gab er seinen Freunden Rechenschaft von seinen inneren Erlebnissen in einem lateinischen Glaubensbekenntniß, an dessen Schluß er die Kirchengeschichte als Ziel seines Studiums hinstellte, „und den Herrn inbrünstig anrief, daß er ihn darin leiten und vor allen Verirrungen bewahren möge." *) Seit dieser Zeit gewannen auch die Schriften Kleukers Einfluß auf ihn, welcher in Kiel lebte, ein etwas verworrener Schriftsteller und noch mehr ein verworrener Docent, gleichwohl ein gelehrter und verdienstvoller Forscher der Schrift und Religionsgeschichte, und dabei ein bibelgläubiger Christ.

Im Jahre 1809 kehrte Neander nach vollendetem Studium nach Hamburg zurück. Hier fand er sich im Umgang mit Freunden und in privaten Studien so befriedigt, daß er das Anerbieten der Göttinger Professoren, ihn zum Repetenten zu machen ablehnte, hingegen sein Examen als Candidat der Theologie in Hamburg machte. Er bestand die Prüfung in der ruhmvollsten Weise, predigte auch jetzt zuweilen und ward nicht ungern gehört, nur daß er auf das Zeitmaß nicht achtete. Seine erste Predigt hatte er bereits 1807 in Wandsbeck über Joh. 1, 1 gehalten und sie hatte wahrscheinlich einen nicht geringen Antheil daran, daß er die Nothwendigkeit einer praktischeren Theologie erkannte. Für Predigten junger Theologen bewahrte er eine gewisse Zuneigung. Als ich ihm einst von der Verantwortlichkeit sprach, welche man durch eine unreife Predigt auf sich lade, erwiderte er: Aber das Evangelium aus dem Munde eines reinen Jünglings ist doch erbaulich.

---

*) Kling, a. a. O. S. 533.

Da Marheinekes und de Wettes Abgang von Heidelberg einem Privatdocenten günstige Aussichten eröffnete, so ging er auf die Anregungen eines Freundes ein, sich dort zu habilitiren. Er fühlte, daß er in dem Hamburger Leben seine Kräfte zersplittere, und sehnte sich nach einer fruchtbaren wissenschaftlichen Thätigkeit. Obgleich ihn seine Theologie von Gurlitt entfremdet hatte, wagte er es doch, ihn um seinen Rath anzugehen, und fand ein über Erwarten freundliches und hülfreiches Entgegenkommen. Gurlitt vermittelte seine Promotion zum Licentiaten in Wittenberg, verschaffte ihm Stipendien und um Michaelis 1810 trat Neander in die akademische Laufbahn ein.

Anfänglich waren die Erfolge in Heidelberg gering. Seine große Jugend erweckte bei den meisten Studenten nicht gerade Vertrauen. Seine Schüchternheit und Unbeholfenheit reizte sie zum Spott und der Vortrag, ungeübt und ohne Eleganz, zog sie nicht an. Indeß entging doch einigen der reiferen und ernsteren das Eigenthümliche und Tiefe nicht, was seine Vorlesungen auszeichnete. Es waren ihrer fünf, darunter der treffliche Eilers, welcher während des Eichhornschen Ministeriums die Angelegenheiten der Universitäten verwaltet hat, die sich vereinigten, in Neanders Vorlesungen auszuharren. Die Frömmigkeit und der Scharfblick, womit Neander das offenbare und verborgene Walten Gottes zur Erlösung der Menschen darlegte, gewann ihre Liebe für ihn und für die Geschichte der Kirche. Ein Ausspruch namentlich war es, welcher Eilers Gemüth und Nachdenken bewegte: daß diejenigen Zeiten, welche am fernsten dem Christenthum zu stehen scheinen, oft bestimmt seien, am meisten für seine erneute Macht zu arbeiten.

Allmählich faßte Neander festeren Fuß unter den Studirenden. Dazu trug auch seine Monographie über Julian den Abtrünnigen bei. Hier zeigt er an dem Neoplatonis-

mus Julians ein regelmäßig wiederkehrendes Gesetz der Geschichte, daß diejenigen Standpunkte, welche die nächste Vorbereitung für das Christenthum enthalten, die Einen zum höheren Ziele führen, dagegen die Anderen veranlassen, sich selbstgenugsam und feindselig gegen das Christenthum abzuschließen. Mit echt historischem Blick erkennt er die Bedingungen, unter welchen Julians Gesinnung sich mit Haß gegen das Christenthum erfüllte. Er weist namentlich hin auf die Philosophie, die classische Literatur, die antike Größe des Reiches, welches alles seinen Stolz und seine Liebe zum Heidenthum nährte; dem gegenüber die immer mehr entartende Kirche, die sittliche Verdorbenheit des Hofes, der sich einen christlichen nannte; dazu die Grausamkeit des Kaisers Constantius, wodurch Julian persönlich zu leiden hatte, die tyrannische Ueberwachung, die Erziehung durch heuchlerische Lehrer, die vielmehr seinen Gegenwillen stärkten, bis sich seinem Ehrgeize die Bahn offnen Abfalls vom Kaiser und von Christo aufthat. So zeigte Neander in dem Feinde der Kirche doch Züge einer großen Natur, in dem Schuldigen auch Entschuldbares. Den Verurtheilungen älterer Historiker entgegen, strebte er diesen Charakter zu erklären und vertheidigte sogar einiges, was er späterhin preisgab. Keine glänzendere Bestätigung konnte dem jungen Historiker für seine Leistung werden, als die Anerkennung Niebuhr's, welchen Neander wiederum als einen der größten Gelehrten und edelsten Christen aller Zeiten bewunderte und liebte.

Jenes Werk verschaffte ihm schon i. J. 1813 die Berufung an die Universität Berlin, welche Marheineke, der ihm von Heidelberg dahin vorangegangen war, vermittelte, nicht ohne einigen Verdruß über eine Verwirrung und Verzögerung der Angelegenheit, welche dadurch veranlaßt wurde, daß die badische Regierung ihn unter sehr ehrenvollen Bedingungen in Heidelberg zu halten suchte. Wäre nicht die

Entſcheidung von Berlin aus um ein weniges früher erfolgt, ſo hätte er ſich durch das Wohlwollen jener zum Bleiben verpflichtet geachtet.

Als er von Heidelberg aufbrach, rüſtete Preußen bereits zum Kriege, und auch die franzöſiſchen Truppen waren in Bewegung. Um ihnen zu entgehen, machte er einen Umweg durch Baiern und beſuchte in Nürnberg Hegel, welcher damals Director des Gymnaſiums war. Schon dieſe erſte perſönliche Berührung war nicht ganz ohne eine Diſſonanz. Denn Neanders Seele war erfüllt von patriotiſcher Begeiſterung und von zuverſichtlicher Hoffnung auf das Gelingen des heiligen Krieges. Hegel dagegen war ganz von der Ueberlegenheit Napoleons bezwungen. Wer könne hoffen, erwiderte er, gegen dieſen Mann etwas auszurichten. Er hatte nichts gemein mit dem, was ihm Schwärmerei des Gefühls zu ſein ſchien und es gab viele Männer in der damaligen Zeit von kühler und ſkeptiſcher Natur, die die Befürchtung mit ihm theilten, daß man einer Niederlage entgegen gehe, welche die unglücklichen Zuſtände noch unerträglicher machen werde. Diesmal aber verlieh Gott der Hoffnung die ſchönſte Erfüllung und Neander, der überzeugt war, daß es die Folgen des Unglaubens geweſen ſeien, die unſer Volk im Innern zerrüttet und nach Außen ohnmächtig gemacht hätten, ſah es mit froher Erwartung, wie mit der Wiedergeburt des Vaterlandes auch eine Erneuerung der Nation zu chriſtlichem Glauben einzutreten ſchien.

Was Preußen in jenen Zeiten mit hochherziger Begeiſterung und mit unvergleichlichen Thaten des Heldenmuthes und der Aufopferung zur Befreiung von dem Joche des raubgierigen Nachbarvolkes gethan hatte, was es fernerhin für die Pflege der geiſtigen Güter, für Schulen und Wiſſenſchaft leiſtete, feſſelte ihn an dieſen Staat. Bald nach ſeiner Ankunft empfing er einen neuen Beweis von der rück-

sichtsvollen Behandlung, welche die damalige preußische Regierung den Männern der Wissenschaft zuwandte. So ärmlich die Einkünfte des Staates waren, ließ der König doch den akademischen Lehrern — vielleicht auch anderen Beamten — ein Jahresgehalt zum Voraus zahlen, weil Nothstände eintreten könnten, die ihn an regelmäßiger Zahlung hindern möchten. Neander hat das nicht vergessen. Niemals stellte er eine Forderung um dauernde oder außerordentliche Zulagen, auch nicht bei den Gelegenheiten, die gewöhnlich dafür benutzt werden, obgleich gemäß der Sparsamkeit der preußischen Finanzverwaltung, sein Gehalt nie die Höhe von 1500 Thalern überstieg und in den letzten beiden Jahrzehnten hinter demjenigen, was andere theologische Collegen empfingen, weit zurück blieb. Er war für ein Gesuch solchen Inhalts zu bescheiden und zu stolz zugleich. Nichts wäre unvereinbarer mit seinem Namen gewesen, als die Absicht, sich ein Vermögen zu sammeln. Kaum daß er mit Hülfe seines literarischen Erwerbes ein Kapital sammelte, um zwei kranke Geschwister zu unterstützen und den Unterhalt der Schwester, welche ihn überlebte, einigermaßen sicher zu stellen. Da beide Geschwister wohlthätig und gastfrei waren, so war seine äußere Lage zwar auskömmlich, aber auch in den letzten Jahren so wenig glänzend, daß er sich nicht selten den Ankauf eines theuren Werkes versagte. Wiederholt ließ ihm der Minister Altenstein einen Zuschuß zu den Kosten einer Reise nach Karlsbad zukommen. Neanders würdiger Freund, der Geheime Rath Nicolovius, welcher wußte, daß sein Zartgefühl dadurch verletzt werden konnte, kleidete dann die Bewilligung in den Ersatz für die Kosten eines Auftrags, um dessen Ausführung er ihn ersuchte, oder er verdeckte die Unterstützung durch eine feine Form anderer Art. Neander erkannte auch die hervorstechende Bedeutung, welche damals Berlin und seine Uni-

versität insbesondere, für Politik und Wissenschaft in sich trug. Die erstere ließ er außerhalb seines Bereiches, die andere aber war schon für sich allein hinreichend, ihn an diese gesegnete Stätte seiner Wirksamkeit zu binden und die vortheilhaftesten Berufungen abzulehnen. Oft erwog er, namentlich auf Anlaß neuer Anstellungen, ob es nicht für das Gedeihen der Wissenschaft am förderlichsten sei, wenn man so viel es möglich wäre, die größten Talente an einer Universität vereinigte. Denn obwohl die Vortheile ihrer Vertheilung an verschiedene Orte nicht gering anzuschlagen seien, so würde doch durch jene Vereinigung eine gewisse frei anerkannte Autorität hervorgebracht werden, welche theils bei der Jugend, theils bei den akademischen Lehrern der Willkür und Anarchie in der Wissenschaft Schranken zu setzen vermöge. Es war die protestantische Umgestaltung eines Gedankens, den Johann Gerson im 15. Jahrhundert aussprach. Er war damals schwer ausführbar und noch schwerer in unseren Zeiten.

Die äußere Erscheinung Neanders hatte etwas sehr sonderbares und war in Berlin auffälliger, als an einem andern Orte. Sein Wuchs war von mittlerer Größe und von entsprechendem Bau der Glieder. Der Kopf war physiognomischen Schlüssen auf ein großes Talent nicht eben günstig. Nach oben stark gerundet, war er von dickem schwarzem Haar bedeckt, welches eine Stirn von mäßiger Breite und Höhe frei ließ. Die Nase hatte nach unten hin eine etwas jüdische Biegung und wurde oben nach beiden Seiten hin überragt von den weit vorspringenden, ungewöhnlich starken schwarzen Augenbrauen. Wäre unter ihnen der scharfe Blick eines glänzenden Auges hervorgeschossen, so hätten sie dem Gesichte etwas Unheimliches geben können, aber sie überschatteten nur ein Paar freundliche, braune Augen, welchen man, wenn er sie zeigte, etwas von der

Stumpfheit anmerkte, die ein Zeichen großer Kurzsichtigkeit ist. Für gewöhnlich hielt er sie geschlossen bis zu dem Grade, daß Andre nichts von ihnen gewahrten und sie ihm nur das Wenige von der Welt zeigten, dessen er bedurfte. Es schien, daß allein die Dinge für seine Betrachtung Werth hätten, welche er mit dem Auge der Seele zu erfassen vermochte. Nur wenn er las, oder wenn er im persönlichen Gespräche tief bewegt, nachdrücklich oder feierlich redete, schlug er die Augen auf. Wenn er auf seinen Wegen zum Thiergarten oder zur Universität, fast die einzigen, die er betrat, langsam neben seiner Schwester einherschritt, im langen dunkelgrünen Oberrock, die Beinkleider in hochschaftige Stiefel hineingesteckt, die fast geschlossenen Augen nach oben gerichtet, so daß der große runde Hut rückwärts zeigte, so war es nicht zu verwundern, daß sehr häufig Leute lächelnd stehen blieben und Einer dem Anderen sagte: das ist Neander. Um seines Ruhmes und seiner barocken Erscheinung willen war er bei einem großen Theil der Berliner Bevölkerung gekannt und geehrt. Als er einst von einer Reise zurückkehrte, machte der Polizeibeamte des Bahnhofs in Berlin Schwierigkeiten, ihn passiren zu lassen, weil Neander keine Paßkarte bei sich hatte. Da die Verhandlungen sich hinzogen, rief eine Stimme aus der Mitte der dabeistehenden Berliner: J, wer kennt denn den Professor Neander nicht! Dies fand so große Zustimmung bei den Umstehenden, daß der Beamte sein Bedenken aufgab. Dem Studirenden, welcher erwartungsvoll die erste Vorlesung besuchte, mußte seine Erscheinung befremdlich sein, selbst wenn er darauf vorbereitet war. Raschen Schrittes ging Neander bis zur Mitte des großen Auditoriums, wo sein Katheder stand. Das bleiche, zuweilen gelbliche Gesicht trug die Züge tiefsten Ernstes und konnte unter seinen mächtigen Brauen dem, welcher sein Inneres nicht kannte, finster erscheinen. Das

Katheder, ohne Vorder- und Seitenwände, ließ den Blick frei auf die ungraziösen Linien der Geſtalt, die er nun annahm. Abwechſelnd auf dem einen der hochgeſtiefelten Beine ſtehend, das andere überſchlagend, lagerte er den Oberkörper auf das Pult, den Kopf tief auf das Buch oder den Memorirzettel gebeugt, den rechten Arm zur Stütze gebrauchend, mit der linken Hand abgenutzte Gänſefedern zerſtampfend, von denen ihm pietätsvolle Studenten einen Vorrath hinlegten, damit er ſich nicht durch Aufſchlagen der Hand Schmerzen verurſache. Dazu kamen die Symptome einer Krankheit der Drüſen im Munde, welche ihn und auch den Beobachter peinigten.

Aber die Erhabenheit ſeines Geiſtes kann an dem Kontraſt bemeſſen werden, in welchem der Eindruck ſeines Wortes gegen dieſe wunderliche und unſchöne Außenſeite ſtand. Eine männliche, aber nicht zu tiefe Stimme, von ſeelenvollem Klange erſcholl. Bald empfand der Zuhörer, daß in dieſen Ton die Schwingungen der heiligſten Gefühle hineinwirkten; er fühlte ſich ergriffen von der unmittelbaren Gewalt eines Lebens in der göttlichen Wahrheit. Eine Weihe verbreitete ſich über die Verſammlung, man vergaß die bizarre Geſtalt des Redners, wie der Durſtige das rauhe Geſtein nicht beachtet, aus dem der Quell kommt, welcher ihn labt. Nicht lange dauerte es, ſo hatte der Mann die Liebe des Zuhörers in dem Maße gewonnen, daß er auch das Aeußere nicht anders wollte, ſondern die ganze Perſönlichkeit, in welcher Schwäche und Kraft ſich in origineller Weiſe vereinigte, liebte ſo wie ſie war. Denn was das Herz in der Regel tief und dauernd mit einem theologiſchen Lehrer verbindet, daß der Glaube an den Erlöſer und der Friede, der von ihm kommt, in die Seele gepflanzt, und daß die Zweifel von dem Hauch einer Gott geweiheten Wiſſenſchaft zerſtreut und begrenzt werden, das haben in der Zeit ſeiner Berliner Wirkſamkeit

Tauſende von Jünglingen erfahren, deren Gemüth an ſeiner Gluth zur Liebe für das Evangelium entzündet wurde. Mancher begabte akademiſche Lehrer wird, gemäß ſeiner Eigenthümlichkeit, an der einen Stelle durch wiſſenſchaftliche Genauigkeit und Schärfe, an der andern, die dann um ſo kräftiger hervortritt, durch die Wärme chriſtlicher Ueberzeugung die Zuhörer bewegen. Neanders akademiſches Charisma war dagegen die fortdauernde und harmoniſche Durchdringung beider Elemente. Sein Vortrag ſchattirte wohl in der einen oder der anderen Richtung, nie aber fiel beides auseinander. Es ſchien zu ſeiner Vorbereitung zu gehören, daß er den Wallungen des frommen Gefühls bis zu dem Punkte ihren Lauf ließ, wo ſie in ruhigerem Fluſſe ſich mit den ſcharfen Begrenzungen des wiſſenſchaftlichen Verſtandes zu einigen vermochten. Daher vermieden ſeine Vorleſungen das blos Erbauliche; er ſprach wohl hie und da pathetiſcher, aber er bediente ſich keiner Apoſtrophen oder Paräneſen, er verwarf auch als unwiſſenſchaftlich die curſoriſchen Vorleſungen zur Erklärung der Bibel, welche in der pietiſtiſchen Theologie beliebt waren. Aber gleich dem Pendelſchlag, der das Uhrwerk regulirt, ſo beherrſchten die religiöſen Motive in ſeinem Vortrag das wiſſenſchaftliche Getriebe. Wie bei Auguſtin und Anſelm von Canterbury, ſo war auch bei ihm das Denken zugleich Andacht, und keiner der neueren Gelehrten iſt jenen darin in gleichem Maße verwandt. Wer vermochte ohne Rührung zu hören, wenn der Name des Erlöſers über ſeine Lippen kam und er mit innerer Bewegung ſeine Worte und ſeine Thaten ſchilderte, langſam im Vortrag fortſchreitend, wie wenn er in ſtiller Andacht bei ihnen verweilte. Er bereitete ſich mit großer Sorgfalt auf die Vorleſungen vor, von Morgens um ſechs bis um eilf Uhr, und dieſe Vorarbeit war nicht nur auf die Beherrſchung des Gegenſtandes in ſeinen allgemeinen

Beziehungen und in seinen Einzelheiten gerichtet, sondern sie war zugleich innerste Sammlung des Geistes. Für diese Zeit war er deshalb für Niemand zugänglich und ebenso in den zehn Minuten, welche er als Pause zwischen die einzelnen Vorlesungen legte, vermied er jede Unterhaltung und ging schweigend und theilnahmlos in dem Versammlungszimmer der Docenten auf und nieder. So erfaßte er seine tägliche Aufgabe mit ganzer Kraft und der letzte Grund seiner großartigen akademischen Wirksamkeit lag darin, daß er das Ganze seiner einfach großen Persönlichkeit in das gesprochene Wort zu legen verstand. Während er sich in den Gegenstand versenkte, nur mit ihm beschäftigt schien, zielte doch die ganze Arbeit darauf, die Zuhörer in dieselbe Liebe zur göttlichen Wahrheit hineinzuziehen und sie durch die Methode christlicher Wissenschaft zu erziehen. Dazu gehörte andrerseits, daß er die Gegenstände, welche er in den Vorlesungen behandelte, stets mit lebendiger und einheitlicher Anschauung des Ganzen auffaßte. Die Kunst, mit der er in den geschichtlichen Vorlesungen die Einzelheiten und Aeußerlichkeiten mit dem Lebensgesetz des Christenthums und dem Organismus der Entwicklung in Zusammenhang brachte, war groß, größer aber noch, weil für die Darstellung schwieriger, in den Neutestamentlichen Vorlesungen die Verknüpfung der Textkritik, der verschiedenartigen Auffassungen und der Urtheile über dieselben mit seinem eigenen Verständniß des Inhaltes. Er wußte hier so geschickt das Maß in der Ausbreitung zu bewahren, so glücklich jedes an die Stelle zu setzen, wo es als ein nothwendiges Glied des Zusammenhanges erschien, er führte den biblischen Gedanken von Satz zu Satz und Wort zu Wort so sicher durch alle jene Windungen und Engen hindurch, daß der Zuhörer sich fast ununterbrochen von dem lebendigen Flusse der apostolischen Rede getragen glaubte. Seine innige Vertrautheit mit

dem N. Teſtament, welches nie von ſeinem Arbeitstiſche kam, ſeine philologiſche Bildung und umfaſſende Kenntniß der griechiſchen Literatur, das Ungekünſtelte der Auffaſſung und der feine geſchichtliche Sinn neben den Vorzügen jener kunſtvollen Darlegung, gaben ſeinen Vorleſungen über das Neue Teſtament einen hohen Werth. Sie ſtanden hinter dem Beſten, was die Exegeſe unſeres Jahrhunderts geleiſtet hat, nicht zurück. Dennoch hielt er ſelbſt ſich nicht berufen, Commentare für den Druck zu bearbeiten; nur einige der kleineren Briefe hat er unter dem Geſichtspunkt des Praktiſchen in kurzen Erläuterungen behandelt und für den Druck beſtimmt. Sie legen Zeugniß ab von ſeiner Frömmigkeit und feinen Beobachtung. Aber einen vollſtändigern Schluß auf ſeine Bedeutung als Exeget geſtattet ſein Leben Jeſu, welches unter den Gegenſchriften gegen das gleichnamige Werk von Strauß einen der erſten Plätze einnimmt. Denn wenngleich eine Kritik, welche die Realität des Wunders vorausſetzte, aber an den Einzelheiten der Berichte eine freie Methode übte, weder den Beifall der negativen Kritiker fand, noch die Anhänger der kirchlichen Tradition befriedigte, ſo werden doch andere hierin die Wahrheitsliebe und das Maßvolle der Kritik ſchätzen, und die Kenner der Auslegungswiſſenſchaft werden in den kurzgefaßten Reſultaten die gelehrte Arbeit, welche ſie vorausſetzen, und die bezeichneten Vorzüge ſeiner exegetiſchen Methode wahrnehmen. Seine Vorleſungen erſtreckten ſich nicht nur auf die Kirchen- und Dogmengeſchichte, wozu er im letzten Jahrzehnt noch eine Entwicklung der Kirchengeſchichte in ihren inneren Gegenſätzen hinzufügte, gewiſſermaßen eine Philoſophie der Kirchengeſchichte, und auf den größten Theil des N. Teſtamentes, ſondern auch auf Dogmatik, den Gegenſatz des Proteſtantismus und Katholicismus, chriſtliche Ethik und Geſchichte der Ethik. Zu der letzteren gehören dem Inhalte nach die tiefſinnigen Abhandlungen

über das Verhältniß der helleniſchen und chriſtlichen Ethik. Alle dieſe Vorleſungen haben eigenthümlichen Werth; einige derſelben ſind deshalb auch von D. Erdmann, D. Beyſchlag, D. Meſſner und mir herausgegeben worden; aber nicht mehr geſtützt durch die unmittelbare Wirkung der einzigartigen Perſönlichkeit, läßt der Buchſtabe nicht von fern den Eindruck erkennen, welchen das lebendige Wort machte. Es fehlt der würdevolle Ton, der warme Hauch der Liebe und Begeiſterung, der von dem geliebten Lehrer ausging; es fehlt die Mitbewegung, in welche das Schaffen, das dem Moment gehört, den Zuhörer unmittelbar verſetzt. Denn zwar umfaßte er mit ſeinem ſeltenen Gedächtniß und Wiſſen die Fülle des Stoffes, aber die jedesmalige Geſtalt war die Frucht des Augenblicks. Unter ſeinem Nachlaß hat ſich kein einziges geſchriebenes Heft gefunden.

Die einzigen äußeren Hülfsmittel, deren er ſich während der Vorleſungen hin und wieder bediente, waren Zettel mit einzelnen Wörtern, welche ihm Gegenſtände in ſyſtematiſcher oder hiſtoriſcher Folge oder exegetiſche Merkmale bezeichneten. Sicher, ohne Verſprechen, kaum jemals ſachlich irrend, in gleichartig gebauten, oft ziemlich langen Perioden, glitt der Vortrag dahin mit dem gleichmäßigen Wellenſchlag eines immerfort friſch aus der Tiefe quellenden lebensvollen Stromes. Er ſprach ſo gut, als er ſchrieb; man darf vielleicht eben darum ſagen, daß er beſſer ſprach, als er ſchrieb. Manchem war die Einfachheit und Gleichheit, die ſelten durch plaſtiſche Formung äußerer Geſtaltungen oder durch Ironie und Witz eine Abwechſelung erhielt, zu eintönig und ermüdend; aber doch nur dem, welcher für die ſeltene ſchöpferiſche Kraft, Frömmigkeit und Wiſſenſchaft unzugänglich war. Täglich zwei bis drei Stunden hinter einander ſetzte er ſeine Vorleſungen fort, und die Zuhörer bewunderten die Treue des Gedächtniſſes, die unerſchlaffte Kraft des

Vortrages; sie hätten sehr oft noch vielmehr Grund gehabt, die Pflichttreue und die Energie der Selbstüberwindung zu bewundern, mit der er schwere körperliche Hemmungen und heftige Schmerzen siegreich niederkämpfte, so daß der Andere ihrer kaum gewahr wurde. Es mußte schon ein sehr peremptorisches Gebot des Arztes erfolgen, wenn er um einer Krankheit willen die Vorlesungen aussetzen sollte, und weil sein Arzt wußte, wie sehr sein Geist seinen Körper stützte, so pflegte er ihn so früh als möglich zur Wiederaufnahme seiner Thätigkeit kommen zu lassen. Sie war für Neander ein Mittel zur Genesung.

Die Werkstätte seines stillen Schaffens, seine Studirstube, verrieth dem Beschauer, daß sie die eigentliche Welt ihres Bewohners sei. Sie hatte einen Raum von etwa 16 Fuß im Quadrat, und war an der ganzen Wandfläche bis zur Decke hinauf mit Büchern besetzt. Hier standen die grundlegenden Werke der Kirchengeschichte, die Schriften der Kirchenväter, in dem stattlichen Folioformat, die Scholastiker, die gewaltigen Sammelwerke und Concilienacten, treffliche Ausgaben auch der Klassiker, namentlich der wichtigsten Philosophen; die oberen Reihen bestanden aus den Werken der späteren, namentlich der neueren Zeiten. Den inneren Raum durchschnitt in geringem Abstand eine zweite Bücherwand, welche durch ein Sopha und einen Tisch etwas verdeckt war; beide Möbel und einige wenige Stühle, alles von höchster Einfachheit, machten die übrigen Geräthschaften des Zimmers aus. Nur ein sehr schmaler Gang die Wände entlang gestattete eine vorsichtige Bewegung, selbst der Tisch war nur von zwei Seiten zugänglich, auf den anderen war er umschlossen von den mehr als fünfzig riesenhaften Bänden der Acta Sanctorum und anderen ebenbürtigen, und wenn eine größere Anzahl von Besuchern sich versammelte, mußte mühsam Raum geschafft werden. Die Bibliothek besaß

großen Werth, vornehmlich durch die vorzüglichen Ausgaben patristischer und scholastischer Werke; nicht wenige derselben waren ihm als Zeichen der Liebe von Studirenden überreicht. Die ganze Sammlung ward bald nach seinem Tode unter der Ungunst der Zustände nach Amerika verkauft.

Mit Vorliebe erwarb Neander Quellenwerke; denn es ist charakteristisch für seine Geschichtschreibung, daß sie mit bewunderungswürdiger Lectüre der Quellen die Darstellung gleichsam neu aus denselben hervorgehen läßt, dagegen die abgeleiteten Arbeiten weniger heranzieht, als andere Historiker zu thun pflegen. Die Leichtigkeit, mit welcher er sich der Sprachen bemächtigte, gestattete ihm auch die gelehrte Literatur neuerer Nationen in ihrer ursprünglichen Gestalt zu lesen. Das Englische und Französische las und sprach er mit großer Fertigkeit, obgleich mit geringer Eleganz der Aussprache; auch des Italienischen und Niederländischen hatte er sich bemächtigt, so weit es das Bedürfniß seines Studiums erforderte. Nur die semitischen Dialecte scheinen ihm fern geblieben zu sein, mit Ausnahme des Hebräischen. Die Kenntniß dieser Sprache führte er indeß nicht über den nächsten exegetischen und dogmatischen Bedarf hinaus, und die historischen und kritischen Forschungen über das A. Testament verfolgte er nur insoweit, als sie religionsgeschichtliche Bedeutung hatten. Der Umfang seiner Sprachkenntniß, welche in den klassischen Gebieten eine sehr gründliche und genaue war, würde ohne die Schnelligkeit der Auffassung und die Sicherheit des Gedächtnisses unmöglich gewesen sein. Hievon ein Beispiel: Wer die Schriften des Origenes kennt, weiß auch, daß er wegen seiner langen Perioden mit verwickeltem Satzbau, wegen der allegorischen Künsteleien seiner Exegese, und wegen der Willkür und Weitschweifigkeit in der Methode seiner Beweisführung zu den schwierigsten Schriftstellern gehört. Neander, welcher ihn in den Seminar-

übungen zu benutzen pflegte, vermochte in den letzten Lebensjahren ihn wegen seiner Augenschwäche nicht mehr selbst zu lesen. Er mußte sich beschränken, der Vorlesung des Textes zuzuhören; er beherrschte ihn aber dessen ungeachtet so vollständig, daß er die Uebersetzung und Auslegung mit gleicher Genauigkeit leitete, wie in früheren Zeiten.

Es würde zu wenig sagen, wenn man den eisernen Fleiß, mit welchem er arbeitete, aus seiner Gewissenhaftigkeit erklären wollte. Sie hatte einen großen Antheil daran, aber der Beruf des akademischen Lehrers und gelehrten Theologen war zugleich das Element, in dem er lebte; diese Thätigkeit war der Genuß, welcher ihn befriedigte, sie war ihm von der Jugend bis zum Alter, in Vorbereitung und Erfüllung, zur zweiten Natur geworden. Mit einem Gefühl besonderer Verwandtschaft gedachte er der eisernen Ausdauer des Origenes, des χαλκέντερος, welcher nicht einmal während seines kärglichen Mahles von seiner literarischen Beschäftigung abließ. Aehnlich saß auch Neander über die Bücher gebeugt von frühem Morgen, bis der Student eintrat, der das Amt übernommen hatte, ihn nach der Universität hinüberzuführen. Nach einer Pause, die oft kaum eine Stunde betrug, und in welche sich Mittagbrod und Ausruhen zusammendrängte, stand er wieder bereit, die zahlreichen Besuche der Studirenden zu empfangen, die mit Fragen und Bitten verschiedenster Art zu ihm kamen. Um vier Uhr pflegte seine Schwester einzutreten und ihn darauf aufmerksam zu machen, daß die Zeit seines Spazierganges da sei. Gewöhnlich wäre er am liebsten bei seiner Arbeit geblieben; die Schwester aber hielt es für nöthig, daß er sich Bewegung mache. Hierauf entstand häufig ein Wettstreit der Liebe; jedes Geschwister wollte nur um des Andern willen gehen, bis sie sich auf den Weg machten, dessen ärztlich vorgeschriebene Länge durch einen Ort im Thiergarten bezeichnet

war. Neander hatte oft das Beſtreben, vor dem Zielpunkt umzukehren, die Schweſter aber hielt um ſo ſtrenger auf das Geſetz. Ich ſah einſt, daß ſie, als er hartnäckig ſtehen blieb, allein den letzten Theil des Weges und zurück ging, damit kein Präcedenzfall geſchaffen werde. Kaum zu Hauſe angelangt, kehrte er mit Heißhunger zu der Arbeit zurück, welche auch auf dem Spaziergange, wofern er nicht etwa Geſpräche führte, in ſeinem Geiſte ununterbrochen fortgedauert hatte. Er arbeitete ohne nervöſe Aufregung, jedoch mit großer Concentration des Geiſtes und er würde die Anſpannung nicht ertragen haben, wenn ihm nicht ein in der Regel feſter und geſunder Schlaf verliehen geweſen wäre. Eine Kürzung deſſelben vermochte er ſchwer zu ertragen. Er ſuchte Erfriſchung in dem Wechſel der Gegenſtände; zuweilen erhob er ſich auch und ſah einen Moment den harmloſen Bewegungen der Vögel zu, die an ſeinem Fenſter ihren Käfig hatten, oder er trat in das Zimmer ſeiner Schweſter, um ihr ein freundliches Wort zu ſagen. So verging der Tag nach gleicher Ordnung, und auch für die Ferienreiſen rüſtete er ſich mit einem reichlichen Vorrath von Büchern aus. Seine Regel war, man müſſe arbeiten, wie wenn jeder Tag der letzte wäre. Und dennoch that er ſich nie genug. Als er etwa 60 Jahre alt war, machte ihn jemand darauf aufmerkſam, daß ſich an ſeinem Haupte hie und da ein weißes Haar zeige. Das iſt ein Zeichen, erwiderte er, daß ich viel mehr hätte arbeiten müſſen.

Es war bewunderungswürdig, wie ſchnell er ſich des Inhaltes eines Werkes bemächtigte. In neuen Büchern, die nicht gerade durch eigenthümliche Ideen hervorragend waren, hatte er ſich orientirt, indem er ſie zu durchblättern ſchien. Man kann auf ihn anwenden, was man von Melanchthon geſagt hat, daß er mit den Fingerſpitzen geleſen habe. Für das was charakteriſtiſch war, und was auf der Bahn ſeiner

eigenthümlichen Geschichtschreibung lag, besaß er einen Spürsinn von außerordentlicher Schärfe, während er an dem ihm Fremden vorüberging. Die bemerkenswerthen Stellen notirte er mit der Seitenzahl und einem Erinnerungswort auf den inneren Deckelseiten und den weißen Blättern des Buches. Hierin bestand ein großer Theil seiner Collectaneen; denn sein Gedächtniß war noch in seinen letzten Jahren so frisch, daß er sehr häufig die Erinnerung an die Notiz fest bewahrte und der Anblick derselben ihm genügte, sich den ganzen Inhalt zu vergegenwärtigen, worauf sie zurückdeutete. Seine Gelehrsamkeit in den Gebieten, auf die sich seine Vorlesungen erstreckten, und namentlich in der historischen Theologie, war eine staunenswürdige, und zeigte sich nicht nur in demjenigen, was er in seinen Werken und Vorlesungen niederlegte, sondern auch in den beiläufigen Bemerkungen des freien Gespräches. Mancher hätte sich reich dünken mögen, wenn er die Brosamen gehabt hätte, welche von seinem Tische fielen. Seine Kenntnisse waren aber durchaus verschieden von einem Vorrathe äußerlicher oder pikanter oder spaßhafter Wahrnehmungen. Für dergleichen Dinge hatte er weder Aufmerksamkeit noch Theilnahme. Nur was mit seinen wissenschaftlichen Zwecken im Zusammenhange war, was ernst, was charakteristisch für die Wirkungen göttlicher Kräfte und für menschliche Eigenthümlichkeiten war, nur für solche Merkmale besaß er Sinn, Gedächtniß und stete Bereitwilligkeit, sie mitzutheilen.

Diese geistige Arbeit führte er in einem, man darf sagen heldenmüthigen Kampfe mit seinem Körper durch. Schon in seiner Jugend zeigte sich die Schwäche desselben. Der Baron von Kottwitz sagte, daß seit seinem fünfzehnten Jahre die Aerzte die Besorgniß hatten, der Körper werde vor Ablauf eines Jahres zusammenbrechen. Uebermäßige Anstrengungen in seiner Studienzeit und schlechte Nahrung

haben ſeine Geſundheit noch mehr in's Schwanken gebracht. Denn er lebte als Student auf Zeiten von Milch und Brod, während leichtere Genoſſen, ſeine Gutherzigkeit mißbrauchend, ſein Stipendium für ſich verwandten. Er hatte ſpäter wohl kaum jemals das Kraftgefühl, was aus der Friſche körperlicher Geſundheit ſtammt, doch muß er dennoch eine gewiſſe Zähigkeit beſeſſen haben, welche unterſtützt von einer regelmäßigen und höchſt enthaltſamen Lebensweiſe ihn bis zum zweiundſechzigſten Jahre gelangen ließ. Häufig wurde er von heftigen Schmerzen geplagt, die glücklicher Weiſe den Kopf frei ließen; noch vielmehr von Beſchwerden, die das körperliche Geſammtbefinden bedingten, und über welche er ſich durch die Kraft des Gebetes und des Pflichtgefühls emporſchwang; endlich trat als das bitterſte Leid in den letzten Jahren die Verdunkelung der Augen hinzu. Auch das trug er ergebungsvoll, ohne Verbitterung des Gemüthes. Nur zuweilen erwiderte er auf eingehendere Fragen nach ſeinem Befinden: Ach, wenn es nur Schmerzen wären, die könnte man ſchon ertragen. Daher hatte es eine ſehr perſönliche Bedeutung, wenn er in den Vorleſungen und wiederholt auch bei gelegentlichen Anſprachen an die Studirenden äußerte: Das chriſtliche Märtyrerthum beſtehe nicht blos darin, daß man willig ſein Blut für den Namen Chriſti vergieße, ſondern auch das ſei ein Märtyrerthum, daß man geduldig die Leiden ertrage, welche Gott auflegt. Die einſichtigeren Zuhörer dachten dabei an ſein vorleuchtendes Beiſpiel und ſie erkannten in ihm die virtus Dei in infirmitate refulgens, welche er ſo gern an großen Männern der Geſchichte, an Paulus, an Bernhard von Clairvaux darſtellte, die Kraft Gottes, deren Herrlichkeit um ſo heller ſtrahlte, je gebrechlicher der Menſch war, welchen ſie zu ihrem Werkzeuge gebrauchte.

Es war eine ungemeine Energie des Willens, mit der

er sich und die Aufgaben seines Berufes beherrschte, und doch war sie äußerlich beschränkt auf den engen Raum seiner Studirstube und seines Auditoriums. Denn seine Eigenthümlichkeit wies ihn mit Bestimmtheit auf die theoretische Arbeit, auf die gelehrte Forschung, auf Contemplation vielmehr, als auf praktische Gestaltung der kirchlichen Ideen. Wäre er in der katholischen Kirche erzogen worden, so wäre er vielleicht einer jener gelehrten Benedictiner geworden, unter deren Folianten er sich heimisch fühlte. So lebte er in dem brausenden Leben der Hauptstadt, in dem Zusammenfluß und Widerstreit unzähliger Bestrebungen, zwar keineswegs unberührt von dem Bedeutenden in ihnen, aber ohne die Erregbarkeit des Geistes, welche denselben bei so vielen Antrieben von außen her in fortwährenden Schwingungen erhält und seine Thätigkeit auf die umgebenden Ereignisse und Zustände richtet; zwar keineswegs zurückgezogen von den Menschen, aber doch so weit in der Stille, daß er der Geselligkeit, den Anforderungen und den Conflikten, welche sich an ihn drängten energisch die Grenzen zog, um sich in der einsamen Thätigkeit zu sammeln, die er als seinen von Gott gesetzten Beruf, und deshalb als seine Pflicht erkannte. Der liebenden Fürsorge seiner Schwester Johanna verdankte er nicht zum geringsten Theile die ungestörte Ruhe, mit welcher er sich seiner gelehrten Berufsarbeit überlassen konnte. Auch sie besaß nicht gerade eine starke Mitgift äußerer Anmuth; ihre Bewegungen hatten etwas Eckiges; aber desto gewandter war ihr Geist; sie war klug, witzig, schlagfertig zu Erwiderungen, sehr kenntnißreich; das Englische und Französische war ihr geläufig und die classischen Sprachen ihr nicht ganz fremd. Wie sie überhaupt gern scherzte, so redete sie wohl den Bruder mit ein paar griechischen Worten an. Sie war bald nach ihm zum Christenthum übergetreten, begab sich mit der Mutter zu ihm nach

Heidelberg, begleitete ihn nach Berlin und lebte nur für ihn; da er ſtarb, war auch ihr Leben gebrochen. Sie beſaß genug von praktiſchem Geſchick, um die Kaſſe zu führen und die tägliche Ordnung des Haushaltes zu leiten. In dieſer Beziehung hatte er alſo niemals einen Anlaß zu dem Wunſche, ſein Haus mit einer Gattin zu theilen; dennoch lag ihm dieſe Abſicht in den erſten Zeiten ſeines Berliner Aufenthaltes nicht eben fern, und man bezeichnete auch einen Kreis, dem er ſich nicht ungern durch die Wahl einer Gattin verbunden geſehen hätte. Er hielt es für ſelbſtſüchtig, ſich auf alle Fälle gegen die Ehe abzuſchließen; aber andrerſeits für erforderlich für einen Chriſten, die inneren und äußeren Bedingungen nach den göttlichen Fügungen zu erwarten. Da ihm nun dieſe nicht kamen, ſo unterblieb jeder beſtimmte Schritt zur Verheirathung und man ſieht auch nicht recht ab, wie bei ſeiner Art zu ſein und zu leben es anders hätte kommen können. Seiner Unfähigkeit für die gewöhnlichen Geſchäfte des täglichen Lebens war er ſich bewußt; es war etwas rührend Kindliches in der Verlegenheit, in welche ihn die Anforderungen derſelben, namentlich unerwartete Begegniſſe zu Hauſe und auf Reiſen verſetzten, und rührend auch die Dankbarkeit, welche er für ſeine Schweſter und für andere Helfer in ſolchen Nöthen empfand. Aus dergleichen kleinen Ereigniſſen, wirklichen und erdichteten, hat ſich ein Sagenkreis ſeiner Ungeſchicktheiten um ihn gebildet. Es wird nicht unangemeſſen ſein zu bemerken, daß dieſe Legenden entweder ganz erdichtet ſind, oder die Wahrheit doch da aufhört, wo das Spaßhafte anfängt.*) Er konnte wohl

*) Ich will ein Beiſpiel angeben, wie ſehr dieſe Erzählungen der Kritik bedürfen. Als er einſt von Berlin nach Hamburg reiſte und man ihm an der Grenze den Paß abforderte, öffnete er ſeine Briefſtaſche. Ein Beamter griff in ungezogener Weiſe hinein, indem er ſagte: Ich ſehe, Sie ſind ſtraffällig, Sie haben

Proben geben, daß er in einer ſehr gewöhnlichen praktiſchen Sache nicht Beſcheid wiſſe, auch dies offen zugeſtehen, aber er beſaß zu viel Verſtand und Ernſt, um ſich lächerlich zu machen. Wahr iſt dies, daß er nie in einer anderen Straße von Berlin ſich zurecht finden gelernt hat, als in der, welche ihn zum Thiergarten, und welche ihn zur Univerſität führte. In jeder anderen war er völlig richtungslos. Als er einſt in die Vorleſung gehen wollte, fand er die Truppen zwiſchen ſich und der Univerſität in Parade aufgeſtellt. Vergeblich verſuchte er, die Linien der Garde zu durchbrechen, und da er keinen anderen Weg einzuſchlagen wußte, ſo blieb nichts übrig, als die Vorleſung auszuſetzen, beinahe das einzige Mal, wo er ſich dazu verſtand, ohne durch Krankheit genöthigt zu ſein.

Nichts lag ihm ferner als die Theilnahme an politiſcher Praxis. Zwar die geſchichtliche Einwirkung und die ſittliche Bedeutung wichtiger politiſcher Ordnungen und Ereigniſſe ließ ihn nicht unberührt, aber das Urtheil über die unwichtigere Politik des Tages überließ er den Zeitungen und kümmerte ſich auch um dieſe wenig. Die Profeſſoren theilten ſich überhaupt bis zum Jahre 1840 in leidenſchaftliche Politiker und in ſolche, welche die Beſchäftigung mit der Politik als ihrem Berufe fremd und ihn ſtörend anſahen, und zu dieſen gehörte Neander. Doch beſaß er ſo viel Be-

---

einen Brief in der Brieftaſche. Neander erwiderte: Sie haben gar kein Recht zu ſolchem Benehmen; es iſt ein Empfehlungsſchreiben. Da jener nicht nachgab und den Reiſekoffer zum Pfande zu behalten drohte, erklärte Neander, er werde ſich beſchweren und ließ ſeinen Koffer im Stich. Er führte ſeinen Vorſatz aus, und war kaum in Hamburg angekommen, als er mit vielen Entſchuldigungen ſein Eigenthum zurück erhielt. Hieraus hat man die Anecdote gemacht, daß er gefragt habe, ob es ſtrafbar ſei, Briefe mit ſich zu nehmen? Er habe noch einen zweiten.

sonnenheit auch im politischen Urtheil, daß er sein Bedenken äußerte, als der König Friedrich Wilhelm IV. mit den berühmten Worten: Niemals, niemals! die Einführung einer Constitution zurückwies. Denn wie es sich auch mit dem Werth einer solchen Verfassung verhalten möge, so könne doch der König nicht wissen, ob die Umstände nicht dazu nöthigen würden. Als aber im Jahre 1848 die Revolution mit frevelhafter Gewaltthat Pietät und Gesetz zerriß, wurde er mit sittlichem Zorn und Abscheu erfüllt. Nicht nur den Fanatismus der politischen Theorie beklagte er, sondern auch die Menge der verbrecherischen Menschen, welche das Unglück des Volkes seien. Wo er es als eine Pflicht erkannte, entzog er sich in jenen Zeiten der Noth selbst der politischen Thätigkeit nicht. Als das Ministerium zum ersten Male sich aufraffte, um den revolutionären Fluthen Widerstand zu leisten — wenn ich mich recht erinnere, war es die Wiederanknüpfung an den vereinigten Landtag, um welche es sich handelte, — so ward Neander darauf aufmerksam gemacht, daß es wichtig sei die Universität zu vermögen, daß sie das Ministerium durch ihre Zustimmung unterstütze. Er ergriff den Gedanken, besprach sich mit Ranke darüber und so war er es, welcher eine Adresse veranlaßte, die von den angesehensten Professoren unterzeichnet ward und für den damaligen Augenblick immerhin einige politische Bedeutung hatte. Als die ersten Wahlen vorgenommen wurden, glaubte er nicht fehlen zu dürfen. Er ließ sich von seinem Bedienten an den Wahlort führen und beide gaben als Urwähler ihre Stimme ab. Sogar eine vorbereitende Versammlung besuchte er und erschien zur Ueberraschung Aller auf der Rednerbühne. Er verstehe nichts von Politik, sagte er, aber er bitte, daß die Versammlung gottesfürchtigen Männern ihre Stimme gebe; denn solche würden auch als Abgeordnete in richtiger Weise wirken. Die Studirenden aber ermahnte

er in einer gelegentlichen Rede: nicht auf Fortschritt oder Rückschritt komme es an, sondern auf das sursum corda.

Unter den Gnadenbezeugungen, welche der König nach dem Acte der Huldigung in großer Fülle ausgehen ließ, geschah es, daß er irrthümlich zum Geheimen Rath ernannt wurde. Das Versehen, welches ihm durch Fragen und Scherze, die sich daran knüpften, ein wenig verdrießlich war, wurde bald verbessert und ihm der Titel eines Ober-Consistorialraths gegeben. Mitglied des Consistoriums war er schon früher; allein ein Antheil an der kirchlichen Verwaltung war auch damit nicht verbunden, sondern er begnügte sich mit der Betheiligung an den theologischen Prüfungen. Die Examinanden rühmten die Wärme und Innigkeit des Gebetes, mit welchem er den Act der Prüfung eröffnete und den Ernst und die Milde, womit er dies Geschäft vollzog, wenngleich er die Gegenstände zuweilen in die Einzelheiten verfolgte, um jenen Gelegenheit zu bieten, daß sie ein genaueres Wissen zeigen konnten; und sie wurden belohnt durch die freudige Erregung, welche ihn ergriff, sobald er ein lebendiges Interesse für die Wissenschaft an ihnen gewahrte.

Aber diejenige Praxis, welche in der Bethätigung christlicher Liebe besteht, war ihm nicht fern. Auf sie hatte er sein Auge gerichtet, wenn er die Vergangenheit durchforschte, und wo sie in der Gegenwart an den Aufgaben des Reiches Gottes arbeitete, folgte er ihr mit regster Aufmerksamkeit und mitwirkender Theilnahme. Wegen ihres praktischen Christenthums schätzte er die englische Nation in besonderem Grade. Er schrieb ihr einen römischen Geist zu und stellte ihr gern die Deutschen gegenüber, welche in neuerer Zeit durch Poesie, Philosophie und Wissenschaft überhaupt den Griechen verwandt seien. Unter andern verfolgte er sehr genau, was die Engländer und Amerikaner in der Heidenmission leisteten. Auf den Südsee-Inseln entsteht eine neue

Welt, ſprach er einſt mit froher Bewegung. Das iſt viel wichtiger als viele Dinge, über welche man bei uns ſtreitet. Ohne Zweifel iſt auch die Anerkennung, die er für die Brittiſche Miſſionsgeſellſchaft hegte, einer der Antriebe geweſen, die ihn bewogen i. J. 1823 mit der Aufforderung hervorzutreten, in unſerer Kirche eine Geſellſchaft für die Miſſion zu gründen. Durch dieſen Anſtoß iſt er der Begründer der Berliner Miſſionsgeſellſchaft geworden. Dagegen hatte er geringes Intereſſe für die Miſſion unter den Juden, welche, wie er meinte, auch ohne jene hinreichende Gelegenheit zur Kenntniß des Chriſtenthums hätten. Er ſah die Anfänge der freien Liebesthätigkeit zur Hülfe der geiſtig und äußerlich Verlaſſenen, welche man unter dem Namen der inneren Miſſion zuſammen zu faſſen pflegt, und des Guſtav-Adolfs-Vereins mit lebendigſtem Antheil und wirkte für ſie durch ſein einflußreiches Wort. Wiederholt ſprach er in Ausdrücken höchſter Anerkennung von der apoſtoliſchen Einfalt und aufopfernden Thätigkeit des Paſtors Jänicke, der von den Vornehmen und Gebildeten meiſtens verachtet, groß war in der Pflege der geringſten Brüder Chriſti. Mit dem Baron von Kottwitz war er durch die tiefe Verehrung dieſes chriſtlichen Patriarchen und durch gegenſeitige Liebe verbunden. Denn obgleich in der theologiſchen Bildung und Anſchauungsweiſe manches ſie trennte, ſo fanden ſie ſich doch in dem Centrum des Chriſtenthums, in der Liebe zum Erlöſer, wieder zuſammen. Kottwitz ſagte öfters lächelnd und mit einem leiſen Anflug von Ironie: die Wiſſenſchaft iſt ſeine einzige Leidenſchaft; aber er ſchätzte ſeine kindliche Demuth, ſeine lautere Frömmigkeit und Wahrhaftigkeit. Neander wünſchte die aſcetiſche Betrachtung, nach welcher der Baron nicht ſelten praktiſch chriſtliche und theologiſche Aufgaben beurtheilte, zuweilen gemildert zu ſehen durch die Anerkennung von verſchiedenartigen Bedürfniſſen

nach menſchlicher Individualität; aber ſein eigenes Innere war durchdrungen von der Kraft aſcetiſcher Frömmigkeit, und die chriſtliche Aſcetik, welche in innerer und äußerer Selbſtbeherrſchung beſteht, fand in ihm, mitten im weltlichen Leben der Hauptſtadt, ein Beiſpiel von ſeltener Vollkommenheit. Neander ward durch Kottwitz's Tod tief ergriffen; er empfand ſeinen Verluſt als den eines Großen im Reiche Gottes. Er zeigte ihn ſeinen Zuhörern, wie er es bei ſolchen ſchmerzlichen Ereigniſſen mehrere Male gethan hat, etwa mit folgenden Worten an: Ich kann nicht unterlaſſen, heut zunächſt des theuren Mannes zu gedenken, den Gott aus dieſem Leben ſo eben abgerufen hat, des Baron von Kottwitz, der als ein ſelten begnadigter Zeuge des Evangeliums hier in Berlin vielen Seelen ein Führer zu dem Herrn Jeſu Chriſto geweſen iſt, und auch manchem jungen Theologen nicht blos für ſein äußeres Leben, wenn es der Armuth zu helfen galt, förderlich geweſen iſt, ſondern auch für ſein inneres Leben den Weg des Heils gewieſen hat mit Hinweiſung auf den, der da ſpricht: Ich bin der Weg. Dieſem demüthigen Diener Jeſu Chriſti gilt das Wort des Herrn: Du frommer und getreuer Knecht, gehe ein zu deines Herrn Freude.*) Goßners Stiftungen für Heidenmiſſion und Krankenpflege verfolgte Neander mit der hohen Würdigung, welche dieſer originelle und bedeutende Mann bei ihm fand,

*) Ich verdanke dieſe werthvolle Mittheilung meinem verehrten Freunde, Herrn Generalſuperintendenten D. Erdmann, der mit Neander innig verbunden und Zuhörer ſeiner Worte war. — Zugleich nehme ich Gelegenheit zwei Irrthümer, welche mein Schriftchen über den Baron Ernſt von Kottwitz enthält, dankbar zu berichtigen. Durch eine gütige Benachrichtigung des Herrn Conſiſtorial-Präſidenten v. d. Gröben in Poſen erkenne ich, daß das von mir S. 11 erwähnte große Vermächtniß für die evangeliſche Kirche in Poſen nicht von jenem herrührt, welchem mein Büchlein

wenn er auch bei den Wirrniſſen, die das Innere des Krankenhauſes betrafen, mit ſeinem Urtheil nicht völlig auf der Seite Goßners war. Ebenſo freute er ſich des Gedeihens der Schöpfungen von Fliedner und Wichern und ſtand mit dieſen vorzüglichen Männern, wie mit der edlen Eliſabeth Fry, in perſönlicher Verbindung.

Doch es war nicht blos der Bund der Zuſtimmung und Unterſtützung dieſer Unternehmungen, was ihn mit den Stiftern verband, ſondern er war ihr Genoſſe in gleicher Thätigkeit auf ſeinem eigenthümlichen Gebiete. Die Studirenden der Theologie waren ſeine Gemeinde; er war ihr Lehrer, ihr Führer zu Chriſto, ihr chriſtlicher Freund. Wenn er in den Vorleſungen von der Begeiſterung für die Wiſſenſchaft getragen zu ſein ſchien, ſo war es doch eben ſo ſehr die Abſicht, welche ihn bewegte, den jungen Theologen das Edelſte, Bedeutendſte und Förderlichſte zuzuführen, was er mit all ſeiner Kraft hervorzubringen vermöchte. Die Theologie, welche er wollte, nannte er eine gottgeweihete Wiſſenſchaft; und das war in ſeinem Sinne nicht nur ein Opfer zur Ehre Gottes, ſondern auch ein Werkzeug für den heiligen Geiſt zum Dienſt der Gemeinde, zum Heile der Einzelnen und zum Kampfe gegen das Antichriſtenthum. Dazu ermahnte er oft mit feurigen Worten ſeine Zuhörer, namentlich wenn ſich ein engerer Kreis im perſönlichen Verkehr um ihn

---

gewidmet iſt, ſondern von einem zweiten Wohlthäter in der ausgebreiteten Familie, von Friedrich Heinrich Ernſt von Kottwitz auf Tuchorze, der die teſtamentariſche Verfügung am 12. April 1817 traf und am 10. December 1842 ſtarb. — Ebenſo verdanke ich Herrn Paſtor König in Sulzbach die Notiz, daß Kottwitz zu ſeinem regelmäßigen Beichtiger den Paſtor Rolle erwählt habe, weil ſeine Wohnung in deſſen Parochie lag. Daß er außerdem wiederholt in Goßners Kirche zum Abendmahl ging, weiß ich ganz ſicher, und dies veranlaßte mich zu der Annahme, Goßner ſei von ihm zu ſeinem Beichtvater erwählt worden.

gesammelt hatte. Denen, welche den akademischen Beruf erwählten, legte er die gleiche Verpflichtung mit den ernstesten Worten auf. Als ich die ersten Schritte gethan, welche mir diesen Weg eröffnen sollten, überreichte er mir einen eben erschienenen Theil seiner Kirchengeschichte mit der Inschrift: „Zum Andenken herzlicher Liebe mit herzlichen Segenswünschen zu dem neuen Lebensabschnitt der militia Christi im Dienste einer Gott geweiheten und von dem Geiste Gottes beseelten Wissenschaft für das Reich Gottes. *ἐνδυναμοῦσθαι ἐν κυρίῳ καὶ ἐν τῇ παυοπλίᾳ αὐτοῦ.*“ Die Keime des Glaubens und der Wissenschaft, welche er durch die Vorlesungen in die jugendlichen Seelen gesenkt hatte, suchte er mit unermüdeter Hingebung in privaterem Umgang zu pflegen. In der Stunde des Tages, wo er jedermann zugänglich war, war er immerfort bereit, den Fragenden Auskunft zu geben, sie durch Hülfsmittel zu fördern, welche seine Bibliothek darbot und ließ sich von dieser Gefälligkeit nicht abschrecken durch die Nachlässigkeit der Entleiher, welche ihn selbst um kostbare Werke brachte. Hoch erfreut war er, wenn er ein lebhafteres Interesse oder größere Begabung aus dem Gespräche erkannte und forderte junge Leute, welche damit seine Aufmerksamkeit erregten, gern auf, an den Uebungen seines historischen Seminars sich zu betheiligen, beschäftigte sie darin mit Vorliebe, suchte sie in Haltung und Leistung genauer kennen zu lernen und leitete durch Rath ihre Studien. Diese Zusammenkünfte hielt er in seiner Wohnung ab und gab ihnen dadurch etwas Vertraulicheres. Der Schüler lernte dabei noch mehr seine Herrschaft über Sprache und Inhalt der Kirchenväter bewundern, eben so sehr aber die Geduld lieben, mit welcher er auf Fragen und Erörterungen einging und die Bescheidenheit, womit er bereitwillig treffenden Bemerkungen gegenüber selbst eigene Behauptungen zurückzog. Die Neigung für seine Wissenschaft hat er dadurch in Vielen er-

weckt, gefördert, ermuthigt, nicht wenige der Tüchtigsten auch zur Bearbeitung wissenschaftlicher Gegenstände angeregt; manche haben durch seine Hinweisung den Mittelpunkt ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit gefunden.

Es war eine an der Berliner Universität meines Wissens neue Einrichtung, daß er an jedem Sonnabend den Studirenden den Abend zu freien Besuchen gestattete, eine Theegesellschaft zu freiem Austausch der Gedanken. Auf Gegenstände des Tages ging er dabei nur ein, so weit sie eine allgemeinere Bedeutung hatten. Es handelte sich stets um religiöse oder wissenschaftliche Dinge, worauf er durch freie Mittheilung oder durch eine geeignete Lectüre hinführte. Er war dann noch mehr bemüht, als in seinen Seminarübungen, Wechselgespräche hervorzurufen und in das Innere der jungen Leute einzudringen. Mit liebevollem Ernste warnte er sie vor den Irrwegen des Zeitgeistes, und suchte sie für ihren Beruf als Christen und als Theologen mit seiner eigenen Begeisterung zu erwärmen. Diese freien und gastlichen Zusammenkünfte sind von vielen nachgeahmt und sind von reichem Segen begleitet gewesen nicht nur für die Studirenden, sondern auch für die Lehrer, welchen es möglich wurde, aus den Wirkungen ihrer Vorträge Schlüsse zu machen, wie diese am zweckmäßigsten einzurichten seien, und ebenso manchem Worte durch persönlichere Wendung eine tiefere oder richtigere Wirkung zu geben. Solche Gesellschaften haben aber für den Lehrer auch ihre Schwierigkeiten, weil es nicht immer gelingt, den elektrischen Funken hervorzurufen, der die Geister erregt und die Bewegungen ausgleicht. Auch Neander wurde es oft schwer, die einsilbigen Erwiderungen blöder oder passiver Gäste in lebendigeren Fluß zu bringen, oder die Unterhaltung, welche einige Stammgäste an sich rissen, allgemeiner zu machen. Er besaß nicht die Beweglichkeit und Gewandtheit des Dialogs, welche mit Leichtigkeit

die Stoffe wechſelt oder ſie von neuen Seiten zeigt, um Allen etwas zu bieten. Gewöhnliche Gegenſtände der Unterhaltung waren werthvolle oder ſchädliche Bücher, der Dogmatismus in der Theologie und Philoſophie, die Hegel'ſche Philoſophie und vor allem die theologiſchen Auswirkungen derſelben in Baur, Strauß und verwandten Geiſtern. Riß der Faden eines Geſpräches unrettbar ab, ſo fehlte es in der Regel nicht an einem bedienſtlichen Helfer, welcher eine Materie aus jenem Bereiche hervorzog, die Neander ſtets bereitwillig und mit beſonderem Affekt behandelte. Obgleich deshalb den oft Wiederkehrenden die Unterhaltung zu Zeiten etwas eintönig erſcheinen konnte, ſo lag es doch nur an Geiſt und Geſchick der Theilnehmer, ſie reichhaltiger und mannigfaltiger zu machen. Denn auf geeignete Fragen floſſen die Antworten Neanders wie aus unerſchöpftem Born der Einſicht und Kenntniß. Jede Aeußerung, welche mehr als das Gewöhnliche enthielt, ergriff er mit lebendiger Aufmerkſamkeit und ſuchte den jungen Mann, von welchem ſie kam, näher kennen zu lernen. Als er einſt mit eindringlichen Worten davon geredet hatte, daß man den Hochmuth beugen und die Selbſtgenugſamkeit ablegen müſſe, wenn man die göttlichen Dinge wiſſenſchaftlich behandeln wolle, ertönten vom Ende der Sitze, welche in dem bücherfreien Raume des Zimmers ſich drängten, mit klangvoller Stimme die Worte: die Jugend will das nicht hören. Sie kamen von einem hochbegabten und ſtolzen Geiſte, welcher ſich getroffen fühlte, Hermann Roſſel, und ſie gehörten zu den erſten Aeußerungen, welche Neanders Theilnahme auf dieſen ſeinen Liebling lenkten.

Die Erfahrung, welche alle bedeutenden Männer machen, daß unter ihren Anhängern ſich Nachſprecher finden, blieb ihm nicht erſpart. Bei der großen Liebe, welche er ſpendete und welche er fand, war die Zahl ſchülerhafter Nachbeter

groß; denn es waren Jünglinge, die ſich um ihn ſchaarten; ihr Urtheil war häufig geringer als ihre Neigung, und Selbſtändigkeit iſt immer nur bei einer Minderzahl zu finden. In manchen, welche ſich an ihn drängten, war auch wohl unlautere Begehrlichkeit mitwirkend. Wenn Neander ſolche Umgebung duldete, wenn er einer Anzahl von ſeichten Menſchen reiferen Alters den perſönlichen Verkehr geſtattete, wenn er zu bereitwillig ſchien, durch Empfehlungen zu nützen, ſo hat man dies auf einen Mangel an Scharfblick und Menſchenkenntniß gedeutet, auf eine Schwäche gegen diejenigen, welche ihm nach dem Munde redeten. Dies Urtheil ſtimmt aber nicht zu ſeiner Beobachtungsgabe für geſchichtliche Perſonen, und wer ihn genau kannte, wird auch ſein Verhalten gegen Lebende anders verſtehen. Wo er gute Eigenſchaften entdeckte, wo er einen Zug zur Wahrheit, einen Zug der Liebe wahrnahm, da übte er Geduld gegen die Schwächen, ließ die Hoffnung auf ein Wachsthum im Guten nicht ſinken und nur, wo er gemeine Geſinnung, niedrige Selbſtſucht erkannte, wandte er ſich ſchweigend ab. Die liebloſe Gewohnheit, Abweſende mit ſcharfem Urtheil zu richten, war ihm fremd; man ſpürte es, wie ſeine Seele dadurch verletzt ward, und er war auf ſolche Worte hin um ſo mehr geneigt, zu entſchuldigen, den Fehler durch einen Vorzug auszugleichen. Bemüht, alles zum Beſten zu kehren, erweckte er im gewöhnlichen Geſpräch leicht die Vorſtellung, als täuſche er ſich und andere über den Werth eines Menſchen. Indeß, ſobald es darauf ankam, zu ernſten Zwecken Charakter und Fähigkeiten jemandes zu kennzeichnen, ſo durfte man gewahr werden, daß er viel mehr wußte, als was er auszuſprechen pflegte, und daß er, wo er glaubte das innere Getriebe eines Menſchen begriffen zu haben, außerordentlich treffend urtheilte. Ich kannte manche Perſonen, in denen er den Brennpunkt des Lebens nach Werth und Unwerth mit einer Beſtimmtheit

bezeichnete, die mich überraſchte, weil er ſich früher niemals ſo ausgeſprochen hatte, und die ich doch vollſtändig beſtätigt fand. In einer Beziehung taxirte er vielleicht die Brauchbarkeit der Menſchen für geiſtige Leiſtungen zu kurzſichtig. Die Schwerfälligkeit in den Formen berührte ihn weniger als andere, und er ſchlug ſie daher geringer an und überſah wohl in ſeinen Empfehlungen, daß ſie ein mit den Jahren zunehmendes Hinderniß der Wirkſamkeit ſein mußte. Im Allgemeinen aber war das, was ein Mangel in der Geiſterprüfung zu ſein ſchien, nur die Folge ſeiner geduldigen und hoffenden Liebe.

Neander war getragen von Begeiſterung für die Herrlichkeit des Erlöſers und für alles menſchlich Hohe und Reine, welches ein Abglanz ſeiner Größe iſt. Darum dauerte etwas in ihm von ewiger Jugend, welche die Gefühle der Jünglinge zu verſtehen wußte. Wo er immer jugendliche Begeiſterung erkannte, richtete er ſich mit inniger Sympathie darauf und ſuchte ihr in den höchſten Gegenſtänden des Glaubens das rechte Ziel zu ſetzen. Die Liebe zu den ewigen Wahrheiten den jungen Geiſtern einzupflanzen, dieſe Liebe, welche ihnen Schwingen verleiht, ſich über die Welt zur himmliſchen Heimath zu erheben, den ἔρως πτεροφύτωρ, das ſah er wie Sokrates für den ſchönſten Theil ſeiner akademiſchen Aufgabe an. Wenn ſeine Studenten muthig und offen für das Chriſtenthum eintraten, wie das eine Anzahl thaten, die in der Blüthezeit des Straußiſchen Einfluſſes ſich zum Bekenntniß und zur wiſſenſchaftlichen Vertheidigung des Chriſtus der Evangelien vereinigten, ſo ſah er dies mit ermunternder Theilnahme. Folgte ein junger Mann dem richtigen Triebe, ohne dabei in bemeſſenem Schritte zu gehen, ſo entſchuldigte er es leicht. Ein Privatdocent, Namens Nauwerk, welcher die Univerſität Berlin verließ, weil ſie ihm keine günſtigen Ausſichten bot, benutzte ſeine letzten

Vorleſungen zu Aeußerungen frivolen Unglaubens. Vor einer großen Zahl von neugierigen aller Facultäten leugnete er mit rohen Ausdrücken die perſönliche Fortdauer nach dem Tode. Als er mit der Warnung vor den Theologen ſchloß, welche anſtatt des irdiſchen Goldes himmliſches Blei den Menſchen in die Hände ſtecken, empörte dies einen jungen Studenten in dem Grade, daß er mit Füßen und Fäuſten auf's heftigſte zu trommeln begann. Darauf erhob ſich ein lärmender Beifall für Nauwerk auf der anderen Seite und man erzählte, daß jener wegen ſeines kräftigen Widerſpruchs nachträglich in Duelle verwickelt worden ſei. Neander, obgleich durchaus kein Freund ſolcher Händel, lobte eifrig ſein Verhalten und erklärte es für einen geringen Vorwurf, wenn er aus ſo löblichem Anlaß zum Duell käme. Es war nur die andere Seite ſeines Wirkens für die Liebe zu Chriſto und zur Wahrheit, wenn er eben ſo oft und eben ſo angelegentlich auf die Demuth hinwies. Die Hülfsbedürftigkeit des Menſchen und die Liebe des Erlöſers war die Summe ſeiner Predigt. Selten wird das auf der Straße gepredigt, was er bei einem Fackelzuge der unten verſammelten Studentenſchaft und Volksmaſſe aus dem Fenſter zurief: es bleibt bei dem Worte Luthers: wir ſind Bettler, damit baſta. Die Mahnung zur Demuth richtete er im perſönlicheren Verkehr in indirekter Form ſehr häufig an ſeine Schüler; ſeltener in direkter und dann in ſchonendſter Geſtalt. Bleiben Sie demüthig, ſagte er einem, indem er ihm anzeigte, daß er den Preis bei einer öffentlichen Bewerbung gewonnen habe. Unwilliger konnte er ſich äußern, wenn er in mündlichen oder ſchriftlichen Kundgebungen den Hochmuth als einen hervorſtechenden Zug erkannte. Die Demuth galt ihm ſo ſehr als Bedingung richtiger Erkenntniß, daß er auf Menſchen jener Beſchaffenheit wenig Vertrauen ſetzte.

Niemals nahmen die, welche die Beweiſe ſeiner Herzens-

güte empfingen, zugleich den Eindruck mit, als beruhe sie auf den Regungen eines leicht sich hingebenden, aber auch schwächlichen Gemüthes, welches sich freundlich erweise, weil es nicht zu zürnen und zu strafen wisse. Durchaus das Gegentheil fand statt. Wer nicht blind war für Zeichen des Geistes, erkannte überall die Bewegungen des tiefen Gemüthes, des kraftvollen Charakters. Nur weil er der Selbstsucht in hohem Grade Herr geworden war, darum war er so liebreich gegen andere; und weil er sich selbst in so strenger Zucht hielt, darum lag so viel Sanftmuth und Schonung in seinen Worten. Er konnte wohl in Zorn gerathen, wenn er das Widerchristliche mit Hartnäckigkeit oder Frechheit auftreten sah. Dann sprach er sich in Wort und Schrift ohne Menschenfurcht und herb gegen das Verderbliche der Principien und Resultate aus, oft jedoch mit Unterscheidung der Personen und ihrer objektiven Standpunkte. Er wünschte sich selber für solche Zwecke die Gabe eines mächtiger erschütternden Wortes und einer schneidenden Ironie. Wir haben Männer nöthig, sagte er, welche mit Keulenschlägen kämpfen, wie Tertullian.

Ich bekenne, daß mir zuweilen der Wunsch aufstieg, er hätte unter denen, welche sich um ihn drängten, die minder zart organisirten Gemüther mit kräftigeren Schlägen des Gesetzes erschüttern mögen, um sie zur Selbsterkenntniß und Bekehrung zu bringen. Es ist in der pietistischen und methodistischen Pädagogik zur Wiedergeburt der richtige Gesichtspunkt, daß die Sünde als wahrhaft sündig empfunden werden muß, und er hat um so größere Bedeutung, je mehr die Zustände der Kirche verweltlicht sind. Für manche Theologen sind diese Erfahrungen ein weiterer Schritt gewesen, zu welchem sie Neander wohl vorbereitete, jedoch nicht unmittelbar hinführte, so daß sie später glaubten, seinen Standpunkt durch ein tieferes und lebendigeres Christenthum

zu übertreffen. Wahr iſt dieſes an ihrem Urtheil, daß nicht derſelbe Lehrer und die gleiche Methode jeden zu Chriſto zu führen vermag; ſie irrten aber inſofern, als ſie weder ſich, noch Neander in dem früheren Stadium ihrer Entwicklung richtig erkannt hatten. Denn von zarterer Empfindlichkeit für die Regungen der Sünde und des Gewiſſens war ſelten ein Chriſt, und er erkannte ſchon ſeiner Zeit es als das tiefſte Gebrechen unſeres Jahrhunderts, daß ihm die Erkenntniß der Sünde fehle. So wie er ſelbſt aber bei ſeiner Bekehrung mehr der Liebe, welche ihn zu Chriſto zog, gefolgt war, als daß er ſich von dem drängenden Geſetze treiben ließ, ſo war es ihm auch eine, wie von ſelbſt ſich ergebende Behandlung ſeelſorgeriſcher Aufgaben, daß er das Gemüth mit dem warmen Hauch der Liebe Chriſti zu durchdringen ſuchte. Wenn er von der Macht der Sünde redete und von dem Verderben, das ſie wirke, ſo nahm er die Richtung ins Allgemeine; wenn er aber im Zwiegeſpräch und auf die Perſon zielend, eine Wirkung hervorbringen wollte, dann waren es milde Mahnungen, ſich dem hinzugeben, welcher der Weg, die Wahrheit und das Leben iſt. Er hatte eine zarte Scheu, in das innere Leben eines Menſchen einzugreifen und liebte es mehr, die jungen Pflanzen unter Sonnenſchein und Thau der Gnade zu ſtellen, geduldig abwartend, was ſie an ihrem Herzen wirken werde. Vielleicht war es eine zu zarte Scheu; allein man darf auch nicht die pädagogiſche Einwirkung eines akademiſchen Lehrers, an welchem ſchnell die kurzlebigen Generationen der Univerſität vorübergehen, unter gleichen Geſichtspunkt ſtellen mit der eines Pfarrers, der die Mitglieder ſeiner Gemeinde ſtetig vor Augen und unter ſeiner Leitung hat. In welcher ſeeliſchen Bewegung ein junger Mann ihm gegenüber ſtand, dafür hatte er doch eine feine und ſichere Beobachtung, und wenn er ſpürte, daß er unter dem Kampfe litt, in welchem das neue Leben

mit der Natur des alten Menſchen ringt, ſo verſtand er es, mitfühlend zu tröſten, als einer, der daſſelbe erfahren habe und noch erfahre. Auf ſeinem Arbeitstiſche lag ſtets neben der Bibel die Liederſammlung der Brüdergemeinde von Garve. Hier ſuchte er täglich die Erfriſchung ſeiner Seele; er liebte namentlich das innige Lied:

Was klagſt du, trübe Seele,
Daß dir's an Frieden fehle,
An Muth und Glaubenslicht.
Mühſelig und beladen
Geh hin zum Thron der Gnaden
Und bau auf deinen Kleinmuth nicht.

Dieſes las er um ſich zu tröſten und gebrauchte es auch gern, um Troſt und Frieden in andere beunruhigte Gemüther einzuführen. Sein Zuſpruch, ſeine wenigen theilnahmvollen Worte waren von ſeiner gottſeligen Perſönlichkeit unterſtützt, und nur derjenige wird ihre Wirkung begreifen, welcher die Kraft der Liebe kennt, die von ihm auf die jungen Theologen ausging, und mit der ſie ihn wieder liebten.

Mit väterlicher Fürſorge faßte er gleichfalls die äußere Noth derſelben ins Auge. Wer die Zuſtände unſerer Fakultäten kennt, weiß, daß ſie in ausgedehntem Maße vorhanden iſt. Es iſt damit ein großer Vortheil für unſeren geiſtlichen Stand verbunden. Einmal iſt es ein Zeichen, daß viele aus den nichtbegüterten und volksthümlichen Klaſſen mit den höchſten Stufen der Bildung in Verbindung kommen; dann aber iſt es für den Pfarrer, welcher in der Regel viel weniger mit reichen, als mit armen zu thun hat, wichtig, daß ihn ſeine eigene Erfahrung verſtehen laſſe, welche Verſuchungen der äußere Mangel an ſie heran bringe. Es würde vielleicht nachtheilig für die Beſchaffenheit unſeres Predigerſtandes ſein, wenn er nur aus wohlhabenden Familien hervorginge. Indeß unter dem Drucke fortdauernder Noth wird auch

manches Gemüth verbittert. Es gehört viel Leichtſinn oder viel chriſtliche Ergebung dazu, ſich davon nicht beugen zu laſſen, und in dem jungen Manne iſt oft weder das eine, noch das andere. Das ängſtliche Trachten nach Geld lähmt den Schwung des Geiſtes, den Sinn für die geiſtigen Güter, welchen man der theologiſchen Jugend vor allem wünſchen muß; es ſtumpft das Zartgefühl ab und lenkt die Beſtrebungen hinunter zu dem Banauſiſchen, Gemeinen. Dieſe Gefahr war es, vor welcher Neander ſeine Studirenden bewahren wollte. Sein ſtetes Bedauern war, daß der Geiſt, eingeengt von äußerer Noth, ſich nicht mit jugendlicher Friſche und Freiheit entfalten könne. Mit aufrichtigem Antheil vernahm er jede Bitte, erfaßte er jede Andeutung, welche darauf führte, daß Hülfe nöthig ſei. Er tadelte wohl befreundete Studenten, daß ſie aus Nachläſſigkeit oder Mangel an Vertrauen ihm die Bedrängniß eines Genoſſen verhehlt hätten. Daß ſeine Güte hie und da gemißbraucht wurde, ermüdete ihn nicht und ſchreckte ihn nicht ab. Er trug die Sorge um die Linderung der Noth auch in der Abweſenheit mit ſich, man merkte, wie er ſich damit beſchäftigte. War es ihm unmöglich zu helfen, ſo verſüßte wenigſtens ſein theilnahmvoller Schmerz die Abſage. Roſſel, welcher eine ſolche Erfahrung gemacht hatte, ſagt: „Wenn Neander ſo abſchlägt, wie muß es erſt ſein, wenn er gewährt.“ Seine Freigebigkeit aus eigenen Mitteln reichte weit über die Univerſität hinaus, und ſeine Schweſter war ihm darin gleichgeſinnt. Allein den Studenten geſtand er ſtets das nächſte Anrecht darauf zu, und wo er nicht unmittelbar helfend eintreten konnte, ſuchte er durch Empfehlungen zu nützen. Was er gab, reichte er am liebſten dar, wie wenn es gar nicht von ihm käme, und wenn er bemerkte, daß ſein Geſchenk dennoch Beſchämung hervorrief, ſo gerieth er in den liebevollſten Eifer, das Zaudern zu beſeitigen. „Sie können mir doch auch 'mal etwas

zu Liebe thun", sagte er. „Sie wissen ja, daß geben seliger ist als nehmen". Viele Jahre hindurch ließ er die Einrichtung bestehen, daß jedem Studenten, welchem wegen Unvermögens das Honorar für die Vorlesungen gestundet ward, der ihm gebührende Antheil überhaupt erlassen wurde. Später als andere, etwa zehn Jahre vor seinem Tode, machte er eine ihm befremdliche Wahrnehmung. Er sehe, äußerte er, daß es wirklich manche Studirenden gebe, welche gewissenlos genug seien, die Vorlesungen zu versäumen. Von da ab gewährte er den Erlaß seiner Forderung nur denen, zu deren Fleiße er Vertrauen hatte, oder welche ihn durch eine Prüfung erwiesen. Um die Thätigkeit christlicher Liebe unter den Studirenden zu fördern, welche in Berlin in großer Vereinzelung und oft in Verlassenheit leben, stiftete er einen Krankenverein und stattete ihn mit dem Honorar aus, welches ihm eines seiner Bücher einbrachte. Die Studenten verwalten die Kasse, gewähren Unterstützungen an Geld, betheiligen sich auch wohl persönlich an der Pflege der Kranken. Einst wünschte er einen Studenten ins Bad zu schicken, und da weder die Kasse des Vereins, noch seine eigene dafür hinreichte, so ließ er eines seiner werthvollsten Bücher, was ihm sehr lieb, aber doch entbehrlich war, die Prachtausgabe des Griesbachschen Neuen Testamentes, in einer Lotterie ausspielen. Rührend war es, wie er seinen Lieblingsschüler, Hermann Rossel, an sich zog und wie er ihn liebte. Dieser war ein Jüngling von ungewöhnlichen Talenten. Scharfer Verstand, Spekulation und dichterische Phantasie waren in ihm vereinigt. Er schrieb und sprach mit bewunderungswürdiger Herrschaft über die Form. Er war durch Neanders Vorlesungen über die Gnostiker ergriffen, erschüttert und zu begeistertem Streben nach Erkenntniß der christlichen Wahrheit entzündet worden. Ohne persönliche Empfehlung an Neander hatte er sich doch entschlossen, ihn zu besuchen und

eine Bitte an ihn zu richten. Er wagte ſich auch in die freie Abendgeſellſchaft, fremd unter den übrigen Gäſten. Die Bitte ſchlug fehl, die Theegeſellſchaft führte auch nicht zu unmittelbarer Annäherung, aber die Güte Neanders rührte tief das Gemüth des vaterloſen, für Liebe und für das Edle und Große empfänglichen Jünglings. Die Luft um ihn, ſagt er, zitterte von Liebe. Auch Neander hatte bereits nach den wenigen Begegnungen ein reges Intereſſe für ihn gewonnen. So kurzſichtig er war, ſo hatte er doch, wenn er durch die Halle der Univerſität ſchritt, ihn abgeſondert von den übrigen Studenten auf und nieder wandeln ſehen und ſeine Vereinſamung bedauert. Am nächſten Geburtstage Neanders ſchickte ihm Roſſel anonym ein Gedicht zu mit der Aufſchrift: „dem geliebteſten aller Lehrer“, voll von warmer Liebe und in einzelnen Strophen von großer Schönheit *). Neander hatte eine Ahnung, daß er wohl der Verfaſſer ſein könne. Um zur Gewißheit zu kommen, gebrauchte er eine Liſt. Er lud Roſſel zu Tiſch ein, ſetzte ihn neben ſich, legte das Gedicht zwiſchen ſich und ihn, warf es, wie aus Verſehen, mit dem Ellenbogen zur Erde, und da er bemerkte, daß Roſſel, indem er es aufhob, erröthete, ſo zweifelte er nicht mehr. Freudig ſprach er zu mir von ſeiner Entdeckung, und theilte das Gedicht mit als ein Zeichen von dem Talent und der Pietät des Verfaſſers. Daß er ſelbſt darin gefeiert war, ſchien ihn gar nicht zu berühren. Fortan bildete ſich das Band innigſter Freundſchaft zwiſchen beiden, und die große Verſchiedenheit beider Naturen fügte ſie nur noch feſter. Neander bekannte, daß er nie einen Schüler von ſo originalem Geiſt gefunden habe. Er rühmte das Talent,

*) Ich theile am Schluſſe dieſer Schrift das Gedicht mit, als ein Zeugniß der Gefühle, welche eine ſehr große Zahl der Studirenden für Neander hegten.

das er frühzeitig in Julius Müller erkannt, welcher eine Zierde der deutschen Theologie und lange Zeit ein auch mir theurer und durch Charakter und Begabung vorleuchtender College gewesen ist; aber, fügte er hinzu, an die Genialität Rossels reicht er nicht. Sein heißer Wunsch, der Kirche Männer zu bilden, welche die göttliche Wahrheit in neuem Lichte zu zeigen vermöchten, ward ihm hier zu einer frohen Hoffnung. Er wurde nicht müde, die immer neuen Proben des Geistes, das treffende Urtheil, die vordringenden Erkenntnisse, welche er in dem Gespräch mit Rossel entdeckte, gegen andere zu rühmen. Die erste größere selbständige Arbeit desselben, eine Vergleichung der Schleiermacherschen und Straußschen Kritik, zur Bewerbung um einen Preis angefertigt, entsprach Neanders Erwartungen. Er lobte die richtige Auffassung der Prinzipien, die Feinheit und Gradheit des Urtheils und die Darstellung, die aus einem Guß sei. In der That nimmt diese Abhandlung des kaum zwei und zwanzigjährigen Verfassers eine ehrenvolle Stelle ein unter den Gegenschriften gegen Strauß. Es war ganz nach Neanders Sinn, daß er zu dem Werke, welches ihn in die akademische Thätigkeit einführen sollte, eine neue Darstellung der Gnosis in der altkirchlichen Zeit wählte, einen Gegenstand, zu dessen richtiger Erkenntniß Neander selbst die Bahn gebrochen hatte. Als er ihm seinen Entschluß anzeigte, fügte er hinzu: dann will ich Ihnen einmal rechte Freude machen. „Er weiß mit wenigen Worten viel zu sagen", äußerte Neander, als er dies erzählte. Später setzte er hinzu: „Gern hätte der Meister sich durch das Werk des Schülers überflügelt gesehen." Doch Gott hatte es anders beschlossen. Nur einige geistvolle Fragmente des Werkes in glänzender Darstellung kamen zu Stande; der Tod raffte Rossel hin vor der Vollendung. Ich habe Neander nie so erschüttert gesehen, als nach diesem Moment. Ich hätte

alles hingegeben, wenn ich ihn hätte retten können, sagte er mit entschlossenen, aber vor Schmerz erstickten Worten. Mit blutendem Herzen schrieb er einige Wochen später *): Es war meine süßeste Hoffnung, daß ich Zeuge davon sein sollte, wie er, den ich vom geist- und seelenvollen Jünglinge zum Manne heranreifen sah, als Docent und Autor die großen Keime, die ich in ihm bemerkte, zu neuen Geistesschöpfungen entwickeln würde. Mit sehnsuchtsvoller, freudiger Hoffnung begrüßte ich die Gemeinde, die von der Jugend aus um ihn her sich sammeln sollte. Es war eine herrliche Knospe, die eine große, reiche Zukunft in sich verhüllt trug.

Neanders Geburtstag war ein Festtag für seine Freunde verschiedenen Alters. Er pflegte dann eine Tischgesellschaft von Collegen, nicht blos der theologischen Fakultät, und von anderen Freunden einzuladen. Es ging zwanglos und lebhaft dabei her. Wenn die Unterhaltung in leichtem Scherz und Witz sich herüber und hinüber bewegte, bemerkten die Gäste es kaum, wie er freundlich aber still dabei saß. Denn für ihn war dieser Tag ernster frommer Gefühle ein Tag zugleich des Dankes und der Buße, an welchem er wohl zu ernsten Gesprächen, aber nicht zum Scherze aufgelegt war. Seine Studenten veranstalteten eine Sammlung, um ihm irgend ein kostbares Werk zu überreichen. Solche Liebe wies er nicht zurück, obgleich er privatim sein Bedauern darüber aussprach, daß so mancher arme Student sich um seinetwillen Entbehrung auferlegte. Am Abend brachten sie ihm einen Fackelzug. Die Worte herzlicher Liebe und Verehrung, welche ihre Abgeordneten an ihn richteten, erwiderte er, von Rührung bewegt, mit einer einfachen Rede, voll von Demuth, von Liebe zu seinem Beruf und den Studirenden, von Hoffnung auf eine bessere Zeit, welche sie sehen und

*) Kirchengeschichte B. III Vorw. VIII 2. A. 1846.

ſelbſt herbeiführen würden. Dann lud er ſie alle ein, zu ihm herauf zu kommen, und nun füllten ſich die Zimmer, der Flur und die Treppen des Hauſes, und viele empfingen noch einen herzlichen Händedruck.

Es war von Docenten und Studenten, welche von allen Seiten her in Berlin ſich zuſammenfanden, bezeugt und war allgemein anerkannt, daß es in ganz Deutſchland keinen theologiſchen Lehrer gebe, — und in anderen Fakultäten ſchloſſen dies ſchon ihre wiſſenſchaftlichen Aufgaben aus, — welchem in gleicher Ausdehnung und Innigkeit die Bewunderung und Liebe der Jugend ſich zuwandte, obgleich an den Univerſitäten eine große Zahl hochbegabter und wegen ihres Charakters geſchätzter und geliebter Lehrer glänzten. Denn die Stellung der Univerſitäten war überhaupt damals in Deutſchland eine bedeutendere. Die Gebildeten unſeres Volkes lebten mehr für geiſtige Dinge und für die Literatur, welche ihnen gewidmet war. Darin hatten die Beſtrebungen noch ein ſtarkes Gegengewicht, die ſich auf äußere Kultur, Luxus und Induſtrie richteten. Die Politik war doktrinär geartet; um ſo leichter durften auch hier Profeſſoren als Wortführer auftreten, mit patriotiſchen, oft edlen, aber abſtrakten Ideen viele bewegen und hatten noch keine Veranlaſſung gefunden, durch den Zuſammenſtoß ihrer politiſchen Gebilde mit den unerbittlichen Forderungen des wirklichen Lebens ein Mißtrauen hervorzurufen in ihre Kenntniß des Realen und ihre praktiſche Geſchicklichkeit. Sehr Viele ſchätzten die Wiſſenſchaft auf kirchlichem und weltlichem Gebiet als das höchſte Gut; man überſchätzte ſie, und die Männer der Wiſſenſchaft wurden durch ihren Beruf emporgehoben. Daher hing auch die damalige Jugend im allgemeinen mit mehr Wärme und Hingebung an ihren akademiſchen Führern; an Neander aber feſſelte ſie, was ſie ihm an theologiſcher Wiſſenſchaft, an Liebe zu Chriſto verdankten

und die persönliche Freundschaft, welche aus seiner selbstlosen, feurigen Liebe zu ihnen entsprang. Ich möchte glauben, daß diese Verbindung so eigenthümlich war, daß sie in der evangelischen Theologie überhaupt nicht ihres gleichen hatte. In den Jahrhunderten seit der Reformation hat es auf den Kathedern viele Lehrer von größerer Bedeutung und nachhaltigerem Einfluß gegeben, aber kaum einen, der gerade zu den Studirenden in einem solchen Wechselverhältniß väterlicher und kindlicher Zuneigung lebte. Die Freundschaften waren bis vor hundert Jahren überhaupt nicht so persönlich und gefühlvoll. Die großen Gelehrten, welche wie Melanchthon, für viele Studirenden Freundschaft und Aufopferung bewiesen, waren zugleich mit den wichtigsten Angelegenheiten von allgemeiner Bedeutung für die Kirche zu sehr beschäftigt, als daß sie ihren Schülern mit der Ausschließlichkeit, wie Neander, zu leben vermochten. Andere in der Folgezeit hinderte die steife Vornehmheit des amtlichen und persönlichen Charakters an der herablassenden Liebe; noch anderen fehlte der wärmende Hauch des Evangeliums, welcher die Jünglinge antrieb, sie zugleich als ihre Väter in Christo zu lieben. Schleiermacher hat nicht wenige Schüler gebildet, welche von Verehrung und Zuneigung für ihn erfüllt waren, aber er stand in persönlicher Beziehung doch nur zu einer verhältnißmäßig geringen Zahl bevorzugter Geister, während die Masse ihm fern blieb. Unter den Männern der jüngsten Vergangenheit möchte Tholuck am nächsten im Vergleich zu Neander stehen, denn er war wie dieser ein Vater der Studenten, sie seine Gemeinde, und ein Hauptgegenstand seiner Wirksamkeit. Sein Andenken segnen viele, welchen er ein Führer zu Christo, zu einer lebendigen Wissenschaft und zugleich ein Freund in äußerer Noth gewesen ist. Sein Charisma war die Einwirkung durch persönlichsten Umgang und die Macht der Predigt, die auch Neander sehr

hoch stellte, so hoch, daß er urtheilte, sie übertreffe selbst seine wissenschaftliche Bedeutung. Aber bei seinen geistvollen Aeußerungen doch ungleichmäßig, die einen anziehend, die anderen abstoßend, besaß er nicht die Stetigkeit und ruhige Milde, welche Neanders Wesen wie mit stillem Glanze übergoß und ihm das allgemeine Vertrauen zuführte.

In Zeiten, welche zwischen Auflösung überlieferter Zustände und schwachen Anfängen einer Neubildung schwanken, welche daher durch geistige Richtungen verwirrt, durch Parteiungen zerspalten und durch Reflexion zersetzt sind, werden Männer aus einem Guß, wie Neander war, selten sein, am seltensten aber in unserer Gegenwart, wo der Widerstreit politischer, socialer und religiöser Gegensätze selbst die unteren Volksklassen ergriffen hat, welche Naivetät und Ganzheit des Lebens fester zu bewahren pflegen, als die Gebildeten. Neander war eine einfache, tiefe Natur, in welcher Leben und Denken, Frömmigkeit und Wissenschaft sicher und harmonisch sich bewegten. Wenn man ein apostolisches Vorbild für ihn sucht, so würde man ihn am besten mit Johannes vergleichen, in dessen Evangelium er sich mit besonderer Liebe versenkte*). Willig hatte er sich zum Gefäß der Gnade machen lassen und seinen Erlöser mit seltener Innigkeit umfaßt. Sein Lieblingsspruch: In Gott leben, weben und sind wir, drückte das Element göttlichen Lebens und göttlicher Liebe aus, in welchem er athmete, von demüthigem Danke erfüllt. Wem es vergönnt war, einen Blick in sein Inneres zu thun, der wurde von Ehrfurcht ergriffen vor

*) Mehrere Wochen hindurch ließ er sich täglich von einem treuen Schüler, Herrn Schulrath D. C. Schneider, dessen Güte ich diese Mittheilung verdanke, das 14. bis 17. Capitel vorlesen und wurde nicht müde im Genuß und Nachsinnen über die Tiefen derselben.

dieſem Wandel in der Gegenwart Gottes, vor der Demuth, mit welcher er ſich vor der göttlichen Liebe ſeines Erlöſers in der Knechtsgeſtalt beugte, vor der heiligen Scheu, mit der er die Offenbarungen Gottes und die Thaten der Erlöſung berührte. Der Zug des Vaters zum Sohne war auch, nachdem er ihn zu dieſem Ziele geführt, fortdauernd die ſtille Bewegung in ſeiner Bruſt. Er empfand tief in ſeinem Innern das Sehnen der Creatur nach Erlöſung; aus den Hemmungen des Irdiſchen, wo er ſich als einen der geringſten Pilgrime fühlte, richtete ſich das Verlangen ſeines Herzens nach der Heimath, wo er in Gott alle Wahrheit erkennen und frei von Sünde ſeinen Erlöſer lieben werde. Wer das Evangelium Johannis mit feinerem Verſtändniß lieſt, der beobachtet darin einen Zug göttlicher Wehmuth, welche gleichſam um die Lippen des Erlöſers ſpielt. Dieſes Gepräge hat er denen aufgedrückt, welche ihm durch vieles Leid in Hoffnung nachfolgen. Auch von Neanders Antlitz leuchtete der in der Liebe Chriſti verklärte Schmerz, und gab den unſchönen Zügen einen herzgewinnenden Ausdruck. Es war nichts von Sentimentalität in ihm, ſondern ein volles, geſundes Gefühl, verbunden mit einem männlichen, energiſchen Willen, welcher aber gelernt hatte, auch die leiſen Regungen unter das Auge Gottes zu ſtellen. Der Kampf iſt Niemandem erlaſſen, ſagte er oft mit hohem Ernſt, und er ſelbſt ſtritt ſeinen eigenen Kampf täglich gegen die Verſuchungen körperlicher Schwäche und gegen die widerchriſtlichen Gewalten der Zeit. Doch es war der Streit deſſen, dem jederzeit das Land des Friedens offen liegt, daher jener Gottesfriede, welcher zugleich über Neanders Weſen ausgebreitet lag, der beruhigend wirkte auf die, welche ihm naheten, für wunde Gemüther, welche ſich ihm öffneten ein Balſam, und anziehend, Vertrauen erweckend ſelbſt für die, welche nicht verſtanden, woher er ſtammte. Er war der Ausdruck jener

Harmonie, in der eine in Chriſto befriedigte Seele lebt. Sie faßte ſich zuſammen in einer ſeltenen Einfalt und Kindlichkeit. Man darf wohl ſagen, daß das Einfache und Wahrhafte, was ſich ſchon in den Aeußerungen ſeiner Jugend kund giebt, Neander von Natur dafür geeignet habe; allein die Philoſophie, mit welcher er ſich befreundete, die Ausbreitung der Studien, der wiſſenſchaftliche Beruf, den er erwählte, das alles war ſehr dazu angethan, Reflexion und Selbſtbeſpiegelung zu fördern. Nicht ohne eine große ſittliche That des Verzichtes auf ſich ſelbſt und der Hingabe an Gott, nicht ohne die Kindſchaft Gottes geſchah es, daß er gewiſſermaßen die Naivetät und Anſpruchloſigkeit der Kindesſeele wiedergewann; daher die Argloſigkeit, mit der er Jedermann zuerſt entgegentrat; daher die Dankbarkeit für jedes Gute, was ihm von Gott und Menſchen zu Theil wurde; daher auch die Abneigung gegen einen geſetzlich ſtrengen, unkindlichen Geiſt. Wie wenig er auch von dem genoß, woran weltliche Menſchen ſich freuen, ſo wollte er doch auch nicht ein mürriſches Verhalten oder eine unfreie Aſcetik. Alles demüthig aus Gottes Hand zu nehmen, die Bedürfniſſe auch, welche er in die menſchliche Natur gelegt, nicht zu unterdrücken, ſondern die Kräfte derſelben zu läutern, das rein Menſchliche ſich entfalten zu laſſen, das waren Geſichtspunkte, welche ſich ihm unmittelbar aus der Beſchaffenheit ſeines eigenen Lebens ergaben, und welche er fruchtbar machte für Erziehung und Wiſſenſchaft. Unverſtellt, ohne Hinterhalt, ohne verdeckte Zwecke gab er ſich und begegnete er auch den Jünglingen und das fühlten ſie bald und liebten ihn um ſo mehr. Er dagegen freute ſich der Friſche ihrer Jugend mit väterlichem Blick, und kaum berührte ihn etwas widerwärtiger, als die Sattheit eines jungen Menſchen, der durch Kritik oder Dünkel ſtumpf geworden, nichts mehr zu bewundern fand in göttlichen und menſchlichen Dingen. Solche greiſenhafte

Jugend war daher auch nicht unter denen, welche ihm inniger verbunden waren, sondern ein frischer Trieb, ein reger Sinn für Wissenschaft und für alles Ideale, vielleicht ein zu starkes Selbstvertrauen. Mild und besonnen suchte er dann zu mäßigen.

Wenn man sich von der Person des Mannes zu seinem großen geschichtlichen Werke wendet, so findet man darin dasselbe charakteristische Merkmal der Einfachheit des Geistes in der Auffassung der Begebenheiten, in dem einfachen Styl, der alles Gekünstelte, alles Gespreizte vermeidet, was der Eitelkeit eines Schriftstellers entspringt. Daher besaß er auch ein feines Organ für die Wahrnehmung des Unnatürlichen und Gemachten sowohl in den Menschen, als auch in den Schriften. Er ward sehr unangenehm dadurch berührt und faßte kein Vertrauen zu den wissenschaftlichen Leistungen, wo er die geistigen Organe derselben in verunstalteter Beschaffenheit erblickte. Nicht minder leuchtet aus seinen Schriften ungeschminkte Wahrhaftigkeit entgegen. Er konnte irren in der Ermittelung des Wirklichen und in der Beurtheilung der Menschen und Ereignisse. Aber die Geschichtschreibung für Zwecke zu benutzen, mit denen sie nichts zu thun hatte, den Dingen nach Neigung oder Abneigung eine Färbung zu geben, welche sie in Wirklichkeit nicht hatten, die Ereignisse so zu gruppiren, daß sie nicht unter das Licht des wirklichen Tages, sondern unter die Absicht des Autors gestellt wurden, von solchen Versuchungen scheint er kaum berührt worden zu sein. Ich sagte ihm einst, daß ich es außerordentlich schwierig fände, persönliche Sympathien und Antipathien aus der Behandlung der Geschichte zu verbannen. „Das meine ich doch nicht, erwiderte er; man darf ja nur die Dinge lassen, wie sie sind.“ Diese Wahrhaftigkeit gehört überhaupt zur Grundbeschaffenheit seines Lebens. Wie hätte ohne sie jene Einfachheit bestehen können, in wel-

cher er ſich gab? Sie war nur die Aeußerung der Einfalt, welche ſich den Gegenſtänden zukehrte. Jedes Geſpräch konnte davon überzeugen. Da war nichts von Phraſen, überall nur die einfachſte Beziehung zur Perſon und zu den Sachen. Häufig erwiderte er nichts auf eine Bemerkung. Dies Schweigen ſagte, daß ſie eine Trivialität geweſen war, auf welche er nichts hätte antworten können, als was den andern beſchämte. Geſpräche fortzuführen, blos damit nicht geſchwiegen würde, ſchien ihm geiſtlos und nicht würdig. Er ſcheute ſich deshalb nicht vor Pauſen in geſelligen Unterhaltungen, und da er wenig Gewandtheit für dieſelben beſaß, ſo trat, wenn ſie auf ihm beruheten, ſolche Windſtille nicht ſelten ein. In ſeinen Mittagsgeſellſchaften kam im Falle der Noth der unerſchöpflich muntere Geiſt ſeiner Schweſter zu Hülfe; zuweilen freilich führte er an einem Ende des Tiſches die ernſteſten Geſpräche, während am anderen Pol die Schweſter durch Scherz und Witz ihre Nachbarn in ununterbrochener Heiterkeit erhielt, ſo daß die an der Grenze beider Regionen Befindlichen mit getheilter Aufmerkſamkeit und gemiſchten Gefühlen da ſaßen. Die Formen der gewöhnlichen Höflichkeit galten in ſeinem Hauſe. Er wußte ſehr wohl, daß ſie eine für den Verkehr der Menſchen nothwendige Sitte ſei, und wendete ſich mit gutmüthiger Ironie gegen die Uebertreibung der Wahrhaftigkeit, wie ſie z. B. von derber Deutſchthümelei ausging. Sie hielt die conventionellen Formen für Lügen und glaubte die Wahrheit nicht ohne die Grobheit behaupten zu können. Wenn es ſo wäre, ſagte Neander, dann hätte auch Luther gelogen, ſo oft er den Kaiſer ſeinen gnädigen Herrn nannte. Aber er ſelbſt erwies ſeine Wahrhaftigkeit in dem Maßhalten mit dieſen Formen, die auch nicht leere Worte bei ihm waren, ſondern der Ausdruck einer freundlichen Geſinnung und eines zarten Gefühles für Schonung und Anſtand. Wo dieſe Geſinnung

warm und unmittelbar hervortrat, da konnte sie auch der gebräuchlichen Formen entrathen und doch des Eindruckes sicher sein. Als der König Friedrich Wilhelm IV. nach der Huldigungsfeier die Vertreter der Corporationen empfing, war Neander unter den Abgeordneten der Universität Berlin. Der König äußerte sich gegen ihn besonders huldvoll. Er freue sich, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Neander erwiderte: auch er freue sich, Se. Majestät sehen zu dürfen. Er fügte hinzu, er erlaube sich die Universität der Gnade des Königs zu empfehlen. Dieser, welcher ein Verständniß für ihn und seine Worte hatte, schenkte der Universität 20,000 Thaler. Neander hatte die größte Hochachtung vor dem Geist und Gemüthe des Königs; er empfing aus dieser Unterhaltung einen neuen günstigen Eindruck. Nie, sagte er, habe er eine so seelenvolle Stimme gehört, als die seinige. Wohlbekannt mit der Gesinnung Friedrich Wilhelms für Christenthum und Theologie, pflegte er dem Kronprinzen, wie nachher dem Könige, seine Werke zu übersenden, und jener ließ sie nicht ungelesen. Als Neander ihm einst seine Geschichte des Apostolischen Zeitalters überreicht hatte, ließ er ihm durch den General von Röder seinen Dank und seine Anerkennung aussprechen. Nur das habe dem Könige leid gethan, setzte der General-Adjutant hinzu, daß er seinen lieben zweiten Petrusbrief nicht für echt halte. Für solche königliche Apologetik war Neander völlig unzugänglich. Er bewegte sich unruhig hin und her, ohne ein Wort zu sagen und schnalzte mit der Zunge, wie er zu thun pflegte, wenn jemand etwas Ungehöriges gesprochen hatte. Es wäre ihm nicht möglich gewesen, eine bewußte Unwahrheit auszusprechen. Wenn er von seinen Badereisen heimkehrte, so pflegte seine Schwester sich das Vergnügen nicht zu versagen, Kleinigkeiten, welche sie im Auslande gekauft hatte, heimlich über die Grenze zu bringen und freute sich der Ueberlistung

der Zollbeamten. Das geschah nicht mit seiner Zustimmung, und sie zog ihn daher auch nicht in's Vertrauen. Wenn sich nun der Grenzbeamte mit der gewohnten Frage nach Steuerbarem an Neander wendete, so war dessen Antwort: Ich habe nichts, aber für meine Schwester kann ich nicht einstehen.

Die Frömmigkeit pietistischer und herrnhutischer Art liebte die Erregungen des Gefühls und hatte eine Befriedigung darin, von dem inneren Verhältniß zu den Gegenständen des Glaubens und von christlichen Erfahrungen zu reden. Ich habe zwei Männer gekannt, welche Christus gleich herrlich nach seinem Bilde gestaltet hatte, den Baron von Kottwitz und Neander, und beide waren in jener Hinsicht sehr entgegengesetzt. Kottwitz war unerschöpflich in Zeugnissen von der Gnade, sein Herz, frisch bis ins Alter, floß über von milden Worten der Liebe zu Christo; sie waren Wahrheit. Neander dagegen war enthaltsam in solchen Aeußerungen. Wohl fühlte man ihm an, wenn er in seinem Berufe redete, was sein Herz durchbebte, aber der Bund seiner Seele mit seinem Erlöser war so heilig, so zart, daß er eine Aufdeckung desselben im täglichen Gespräch wie eine Profanation empfand. Was er in stillem Geheimniß zwischen sich und seinem Gott handelte, das schloß das Demüthigste und Erhabenste ein, er behandelte es allezeit mit keuscher Zurückhaltung und nur in geweiheten Augenblicken lüftete er den Schleier. Nicht selten kamen ihm Aeltere und Jüngere vor Augen, welche gewohnheitsmäßig die Dinge des innerlichsten Lebens in das Gespräch hineinwarfen. Sie erbten dies gemeiniglich von Geistlichen pietistischer Schulung außerhalb und in Berlin und sammelten sich hier namentlich um Goßner, Kottwitz, die Studenten vornehmlich um Hengstenberg, und bei diesen war häufig die Zunge schneller, als die Erfahrung dieser ernstesten Erlebnisse. Neander verhielt sich solchen un-

nöthigen Bekenntniſſen gegenüber mit ſchonendem Schweigen; er wollte weder verletzen, wo etwa eine Spur von wahrem Gefühle vorhanden war, noch durch Erörterung den Fehler vergrößern. Aber ein ſchmerzliches Zucken fuhr über ſein Antlitz, und gelegentlich ſprach er mit gedämpfter Stimme ſeinen Kummer aus, daß auch in den Kreiſen chriſtlicher Frömmigkeit das Göttliche vor Entweihung nicht geſichert ſei.

Es giebt Geiſter, welche mit beſonders feinen Organen ausgeſtattet ſind für die Kundgebungen Gottes in irdiſchen Dingen. Sie lauſchen dem leiſen Pulsſchlag göttlichen Lebens in der irdiſchen Welt, und fortwährend hinüberſpähend über die Schranken des Natürlichen in die göttliche Wunderwelt, ſehen ſie ringsum in der Gegenwart die Zeichen und Vorzeichen der göttlichen Gedanken und Abſichten. Sie ſind prophetiſche Geiſter, während andere mit nüchternem Blick die Wechſelwirkungen der Menſchen auf einander verfolgen. In Neander war von beiden etwas. Ruhig, kritiſch beobachtete er die Dinge weltlichen Inhaltes. Aber der ahnende Zug ſeines Geiſtes richtete ſich auf göttliche Urſachen und Zwecke. Namentlich in allem wahrhaft Eigenthümlichen und Bedeutenden eines Menſchen erblickte er zugleich eine göttliche That und Verheißung. Die Menſchheit ſtand vor ſeinen Augen wie ein großer Garten Gottes, in welchem die Pflanzen je ihren eigenen Ort, Art und Zweck haben, die einen wild wachſend, die anderen veredelt im Reiche Gottes. Wie Gegenwart und Vergangenheit auch in dieſer Erkenntniß ſich wechſelſeitig beleuchten, ſo faßte er die doppelte Aufgabe des akademiſchen Pädagogen und Hiſtorikers zuſammen, und man konnte fragen, in welcher von beiden Thätigkeiten er größer ſei. Ohne Zweifel iſt Schleiermacher, welcher den Begriff des Eigenthümlichen in den Gebieten der Wiſſenſchaft als die eine Seite des Lebens aufwies, der geweſen, welchem auch Neander die

Hinführung zu dieſer Erkenntniß verdankte. Aber die religiöſe Scheu, mit welcher er darin etwas von Gott Gegebenes erblickte, gehörte ihm eigen. Wo er in einem jungen Manne eine eigenthümliche Gabe entdeckte, da ſtand er beobachtend ſtill, mühete ſich mit theilnahmvoller Ueberlegung, ſie zu entwickeln, und zu einem Charisma für das Reich Gottes zu bilden. Es war ihm nicht darum zu thun, eine zwiſchen engen Grenzen ſich bewegende Schule zu ſtiften, ſondern in freieſter Wahl den Weg zu finden und bahnen zu helfen, auf welchem das Talent zu dem von Gott gewollten Ziele gelange. Theologen der verſchiedenſten Art, welche im praktiſchen oder theoretiſchen Berufe mit glücklichem Erfolg gewirkt haben, blicken dankbar auf die wiſſenſchaftliche und chriſtliche Anregung zurück, welche belebend auf ſie wirkte, ohne durch zwingende Autorität ihre Natur zu verſchränken. So vorſichtig war er in der Beſorgniß vor ſolcher Schädigung, daß er es wohl ausſprach: es iſt ein Talent in dieſem jungen Manne, was mir fremd iſt und was ich noch nicht verſtehe; wir müſſen alſo abwarten. Der Umfang ſeiner Receptivität für die Wahrnehmung der Eigenthümlichkeiten war aber außerordentlich groß, und eben ſo groß die Fähigkeit, die Bewegung fremdartiger Kräfte zu verſtehen. Seine eigene Natur fand nach verſchiedenen Seiten hin ihre Schranken. Es gehörte zu ſeiner Einfachheit und Wahrheit, daß er ſich deren ſehr beſtimmt bewußt war und ſie nicht überſchritt. Dagegen verſtand er meiſterhaft den Verfolg des religiöſen Lebens in der reichen Fülle ſeiner Erſcheinungen.

Was einem tiefer blickenden Geſchichtſchreiber unerläßlich iſt, daß er ahnend ſich hineinverſetze in das innere Sein, in die Miſchung und das Getriebe der Kräfte in den Menſchen, welche ihm ſich darſtellen, daß er dann aus der allmäligen und genaueren Erkenntniß der einzelnen Thatſachen das Un-

mittelbare ſeiner Erkenntniß beſtimme und berichtige, dieſes Vermögen beſaß Neander in hohem Maße. Er ſchildert die verſchiedenartigſten Geſtalten, wie wenn er mitfühlend ihr eigenes Leben gelebt hätte: Daher die phychologiſche Wahrheit in der Beſchreibung eines ihn abſtoßenden Charakters, wie Julian. Gleich darauf verſenkte er ſich in den großartigen prophetiſchen Geiſt des Bernhard von Clairvaux. Seine Monographie über dieſen religiöſen Heros des Mittelalters iſt belebt von warmer Verehrung für ſeine erhabene Geſtalt und gehört auch nach der Form zu Neanders ſchönſten Leiſtungen. Ohne die Beſonnenheit des evangeliſchen Urtheils preiszugeben, erfaßt er mit tiefer Sympathie die myſtiſche Innerlichkeit und die ausgebreitete Praktik des Mannes, und läßt aus den mittelalterlichen Formen ſeine allgemeine Bedeutung aufleuchten. Wie ihn ſelbſt eine allmälige Vorbereitung gleichſam mit ſanfter Nothwendigkeit dem Chriſtenthum zugeführt hatte, ſo liebte er vor allen diejenigen Charaktere, in welchen das Chriſtenthum als eine durch Glauben und Kraft der Liebe verklärte Natur erſcheint. Darum fühlte er ſich beſonders zu Johannes Chryſoſtomus hingezogen und widmete ſeinem Leben und Leiden ein Werk, welches das Bild dieſes Helden der chriſtlichen Liebe auffriſchen und verbreiten ſollte. Die Vorrede der zweiten Auflage giebt Zeugniß, wie er davon ergriffen war: Den Geiſt, der von Chriſtus ausgegangen, um ſein verklärtes Bild in den Gemüthern der Menſchen auszuprägen, werde Jeder in dem Wort und im Leben dieſes großen Lehrers der Kirche erkennen müſſen und ſich, indem er ſolcher Betrachtung ſich hingiebt, davon tief bewegt und durchdrungen fühlen. Und dieſe Bewegung begleitet die ganze Darſtellung bis zu den einfachen und doch tief gefühlten Worten, welche den Tod des großen Märtyrers ſchildern. Wiederum, wenn er den ſtürmiſchen Lebensgang Auguſtins verfolgt, die Abgründe der

Sünde, die Kämpfe, das Ringen nach Wahrheit, seine Bekehrung, die Ursprünge und Entfaltung seiner die Theologie umgestaltenden Ideen, so geht ihm auch das Verständniß dieses sehr verschiedenen Geistes wie aus eigenem Erlebniß hervor. Sogar den spröden Stoff, welchen die Schriften des herben Tertullian enthalten, hat er in seinem Buch über den Geist Tertullians sich assimilirt und ihm seine wichtige Bedeutung unter den Gegensätzen seiner Zeit und als Vorläufer Augustins angewiesen. Er wußte in dieser Hinsicht allen alles zu sein.

Vielleicht ist es unerwartet, daß er, welcher das Auge für die äußere Welt kaum zu öffnen schien, ein großes Interesse für die Gesichtszüge besaß. Die Portraits von Freunden oder von Männern, welche er wegen ihres geistigen Werthes achtete, bedeckten die Stellen der Wände, welche die Bücher frei lassen mußten. So viel sah er in großer Nähe, daß er die Züge zu erkennen vermochte, und er besaß eine überraschend feine Wahrnehmung für das Talent, den Charakter und das christliche Leben, welche in ihnen ihren Ausdruck fanden. Er äußerte seine Beobachtungen, aber mit wohlverstandener Schonung äußerte er sie selten über Lebende. Pascals Gesicht, unschön in seinen Formen, zog ihn in hohem Grade an wegen der Lebendigkeit und christlichen Freudigkeit, welche es abspiegelte. Von dem Bilde Cromwells vor dessen Biographie von Carlyle, aus dem die Kämpfe der Vergangenheit, der düstere Ernst seines Lebens und der eiserne Charakter sprechen, sagte er: das Bild sei das Beste an dem ganzen Buche. In so weitem Umfange interessirte ihn alle Genialität in höheren geistigen Hervorbringungen, daß er, der niemals ein Concert besuchte, doch die Absicht hatte, den Musiker Liszt zu hören, als er zum zweiten Male nach Berlin kam, weil in ihm eine hervorragende Eigenthümlichkeit sei. Ich zweifle indeß, ob es dazu gekommen ist.

Dagegen war ihm der Sinn für die landschaftliche Schönheit der Natur gänzlich versagt. Die idealistische Richtung des Geistes wendet häufig von derselben ab. So war es bei Fichte und wenigstens theoretisch bei F. H. Jacobi, mehr noch bei den alten Alexandrinischen Religionsphilosophen, mit denen Neanders Bildung Verwandtschaft hatte. Aber in ihm war eine Wirkung der Anlage, und nicht blos der Bildung, auf diesen Punkt. Zwar das Grün des Waldes machte ihm einen angenehmen Gesammteindruck, und den hellen Sonnenschein liebte er auch. Scherzend sagte er wohl, er dürfe sich, wie der Kaiser Julian, einen Sohn der Sonne nennen. Aber schon als er in Heidelberg war, befremdete es seine Collegen, daß ihm die Schönheit der Gegend niemals einen Eindruck machte. Selbst die herrliche Natur von Salzburg ließ ihn völlig kalt. Ich war einst Zeuge von einem kleinen Streite zwischen ihm und seiner Schwester über die Wahl des Ferienortes. Um seinen Büchern möglichst nahe zu sein, wünschte er nach dem Dorfe Weißensee bei Berlin zu ziehen, dessen landschaftliche Reize in einem Teiche bestanden von etwa hundert Schritt im Durchmesser, um welchen auf drei Seiten ein von spärlichem Gebüsch beschatteter Weg führte. Die Schwester hielt eine weitere Entfernung von der Heimath für nützlich und pries die Schönheit von Salzburg. In Weißensee, erwiderte der Bruder, mehr im Ernst als im Scherz, ist es eben so schön. Sein Amanuensis und Reisegefährte Schneider bemühte sich wiederholt, ihn für die Anmuth der Gegend von Karlsbad empfänglich zu machen. Neander leugnete in der Regel einen Eindruck von ihrer Schönheit zu haben, und antwortete: Das vergesse ich doch wieder. Auf einem Spaziergange pflückte aber einst Schneider eine Herbstzeitlose und reichte sie ihm mit den Worten hin: Ist das nicht schön? Da nahm er sie in die Hand, blickte lange, lange in die Blumenkrone hinein und

ſprach endlich mit verhaltener Stimme: Wie hat unſer Herr doch ſo Recht, wenn er ſagt, daß auch Salomo in ſeiner Herrlichkeit nicht bekleidet geweſen ſei, wie dieſer eine *). In der zarten Schönheit dieſes Gebildes ſpürte er etwas von der göttlichen Kunſt in der Natur, indeß er fühlte nie den Trieb, ſie aufzuſuchen.

Nicht größere Theilnahme gewann ihm die bildende Kunſt der Menſchen ab. Weder ſein inneres, noch ſein äußeres Auge war für ihre Schönheit geſchärft genug; höchſtens daß er die großartigen Kirchen des Mittelalters als Zeugniſſe für die Kraft des kirchlichen Gemeingeiſtes achtete. Ein wenig anders war es mit der Poeſie. Den griechiſchen Dichtern, namentlich den Tragikern, bewahrte er die Jugendliebe, welche er ihnen zugewandt hatte. Von deutſcher Poeſie hatten ihn die Romantiker in einem gewiſſen Grade angezogen, weil die Jugendfreunde ihn darauf führten. Doch das war vorübergehend. Juſtinus Kerner hatte ſelber zu jenen gehört, und Neander bewahrte ſeiner Perſon lebhafte Theilnahme, als das Intereſſe für ſeine Poeſie ſchon ſehr geſunken war. Mit vielem Vergnügen berichtete er von einem Epigramm Kerners auf das Leben Jeſu von Strauß: „Von David, Iſai's Sohn ging Jeſus Chriſtus aus, doch dieſes Leben iſt von David Friedrich Strauß.“ Nachhaltiger war ſeine Neigung für Claudius Poeſie. Er rühmte allezeit die ſittliche Reinheit, die Frömmigkeit, die treffenden Bemerkungen gegen die Irrthümer des Zeitgeiſtes. Dies iſt bezeichnend für das Verhältniß, welches er in der Reife ſeines Lebens zur Poeſie überhaupt einnahm. Obgleich er ihren Werth und den Genuß derſelben in anderen als vollberechtigt erkannte, ſo war er ſelbſt doch mit ſo tiefem Ernſt auf die

*) Auch dieſe Notiz verdanke ich meinem werthen Freunde, Herrn D. Schneider.

wicklung des Denkens und insbeſondere für die Ausgeſtaltung der religiöſen Wahrheiten erkannte er ſehr wohl, und maß vielen prinzipiellen Beſtimmungen einen bedeutenden Werth zu, aber er hatte ſich überzeugt von den Schranken der menſchlichen Vernunft und ſetzte, was der Philoſophie gehört, in die zweite Stelle, ſeitdem ihm die Bibel die ſicherſte Quelle derjenigen Wahrheiten ward, welche für Leben und Tod des Menſchen das entſcheidende Gewicht haben. Seine Kenntniß der Geſchichte der Philoſophie war umfaſſend und gründlich, nur daß ihn nicht das Formale, ſondern das religiös. und ſittlich Bedeutende anzog. Mit der Einſchränkung, welche der unbedingte Werth des Chriſtenthums erforderte, liebte er die großen Philoſophen des Alterthums und ſchrieb ihnen, wie Clemens von Alexandria, etwas von einer vorwirkenden Offenbarung des großen göttlichen Erziehers der Menſchen zu. Dieſe Anerkennung leitete ihn in ſeiner großen Abhandlung über das Verhältniß der helleniſchen Ethik zur chriſtlichen. Die Schriften des Plato, des Ariſtoteles, des Plutarch, ſogar die ſchwierigen Werke des Plotin, hatte er ſo gründlich geleſen und war darin ſo heimiſch, daß er einem Philoſophen von Fach in dieſer Hinſicht kaum nachſtand. Die tiefen Denker des Mittelalters bewunderte er; man merkte es in ſeinen Vorleſungen über Scholaſtik an der wachſenden Lebendigkeit der Darſtellung, wie er ſie genauer kennen und ſchätzen lernte. Was er in ſeiner Kirchengeſchichte, ſeinen dogmengeſchichtlichen Vorleſungen und in beſonderen Abhandlungen über Abälard, Thomas von Aquino, Raimundus Lullus, welchen er auf's Neue an's Licht gezogen hat, vorträgt, das giebt Zeugniß von ſeinem eindringenden Studium, wenn es auch nach den Zwecken beſchränkt und nur ein Auszug aus der Fülle ſeines Wiſſens iſt. Für die Myſtik und die Theoſophie aller Zeiten hatte er eine Zuneigung wegen der größeren Unmittelbarkeit der Anſchauungen,

und wegen der Sehnsucht nach Gott, welche darin herrscht. Sein epochemachendes Werk über die gnostischen Systeme, welches 1818 erschien, brachte zuerst Licht in die fremdartigen Gestalten und labyrinthischen Irrgänge dieser Theosophie, und beweist für sich allein schon, mit welchem Scharfsinn er selbst in das Dunkel nebelhafter Spekulationen einzudringen vermochte. Unter den neueren Theosophen fesselte ihn der originelle Jakob Böhm und der fromme St. Martin, welcher in der religiösen Oede der französischen Revolution in verhüllenden Formen das Christenthum predigte. Das Studium der neueren Philosophen nahm einen bedeutenden Raum unter den Elementen seiner Jugendentwickelung ein und gern führte er auch später noch die Studirenden hin auf die dem Christenthum verwandten Seiten in F. H. Jacobi und Kant. Mit Schleiermacher, welcher einst der leitende Stern seines Denkens gewesen war, wirkte er in Berlin collegialisch zusammen. Aber er ward wohl seitdem erst gewahr, wie weit ihre Richtungen auseinander gegangen waren. Indem er mit Erfolg sich bemüht hatte, sein theologisches Denken aus der Schrift in möglichst einfachen Formen zu entwickeln, war er weit abgewichen, weniger von den Prinzipien, als von der Ausführung der mit philosophischen Elementen durchdrungenen Theologie Schleiermachers. Es entging ihm nicht, daß seine Dogmatik die Nachwirkungen pantheistischer Art nicht völlig überwunden habe. Die dialektische Methode hätte er ihm als seine eigenthümliche Form der Mittheilung gern gestattet, nicht aber die Künstelei, mit welcher er zuweilen exegetische Beweise für dogmatische Behauptungen zuwege brachte. Zu dem allem kam hinzu, daß auch unter Schleiermachers Schülern eine große Zahl untergeordneter Nachsprecher waren, welche, wie mir Neander später mit einer gewissen Ueberwindung gestand, das Zusammenleben mit ihm schwer erträglich gemacht hätten.

Darum ist es zwischen beiden nie zu einem Verkehr, der über amtliche Berührungen hinausging, nie zu einem freundschaftlichen Umgang gekommen. Aber die Größe des Mannes, welchen auch Niebuhr an Geist über alle anderen Mitglieder der Universität setzte, verkannte er darum nicht. Trauernd verkündigte er den Studirenden seinen Tod mit den Worten, daß der Mann dahingeschieden sei, von welchem man dereinst eine Epoche in der evangelischen Theologie datiren werde. Da nun der unmittelbare Einfluß Schleiermachers aufhörte, dagegen die theologische Nachwirkung Hegels immer mächtiger ward, so rief er den Geist jenes gegen diesen zu Hülfe. Wenn er daher in den letzten fünfzehn Jahren seines Lebens Schleiermachers gedachte, so geschah es stets mit Anerkennung, und wo er von den Auffassungen desselben abwich, suchte er doch zugleich das Richtige neben dem Unhaltbaren herauszufinden; anders, wie viele Theologen verfahren, welche seine Ideen benutzen, aber nur da seinen Namen nennen, wo sie ihn bestreiten.

Seinen heftigsten Kampf stritt er gegen die theologischen Einwirkungen der Hegelschen Philosophie. Einen Pantheismus, welcher sich mit einem innigen religiösen Gefühl verband, wie bei manchen Mystikern und in der Naturphilosophie, hätte er mit größerer Nachsicht ertragen; allein der Hegelsche Pantheismus, welcher das religiöse Gefühl als die niedrigste Stufe des Geisteslebens, und den philosophischen Begriff als die adäquate Form für die Glaubenswahrheiten betrachtete, erschütterte das Vertrauen auf die Religion und raubte dem Glauben seinen übernatürlichen und geschichtlichen Inhalt. Die Persönlichkeit ward zu einem in dem Prozesse des Alllebens auftauchenden und untergehenden Momente, und dieser Prozeß hatte das Gesetz seiner Bewegung in dem Schema der abstrakten logischen Formen. Neander, der die Prinzipien der Philosophien an den Grund-

wahrheiten der heiligen Schrift zu messen gewohnt war, erkannte mit seinem Tiefblick früher als andere das Bedenkliche der sogenannten absoluten Philosophie, welche um so gefährlicher ward, da sie durch den Minister Altenstein begünstigt und durch talentvolle Schüler verbreitet, an den Universitäten die Herrschaft gewann. Seine Ansicht war, daß namentlich in Berlin einer anderen Philosophie Raum geschafft werden müsse. Als daher i. J. 1834 Gabler die ohnehin große Zahl von Docenten Hegelscher Schule vermehren sollte, arbeitete er mit allen Kräften gegen dessen Berufung. Er forderte Kottwitz *) und den Hofprediger Ehrenberg auf, welchen er wegen der edlen, ungekünstelten Einfachheit und Würde seiner Predigten vor allen Predigern der Hauptstadt liebte, daß sie den König über die Gefahr der Maßregel aufklären möchten. Allein ihr Einfluß unterlag den Gegenwirkungen Altensteins und Göschels und jene Philosophie behauptete an der Universität die Herrschaft, bis unter Eichhorns Verwaltung eine merkliche Wandlung eintrat. In dem durch Kant und Fichte befruchteten Rationalismus bewahrte noch der sittliche Wille einen Achtung gebietenden Ernst, und neben seichter Religiosität vieler fand sich bei anderen eine warme Frömmigkeit, ein herzliches Vertrauen auf die Vorsehung Gottes. Hier aber ward das geistige Leben im einzelnen Menschen und in der Geschichte lediglich zu einem logischen Prozesse, welcher die Gegensätze von gut und böse mit gleicher Nothwendigkeit hervortrieb und wieder zur Einheit führte, und dessen Betrachtung das Höchste sein sollte, was die Erkenntniß zu erreichen vermöge. Neander sah voraus, wie nunmehr eine Virtuosität im Gebrauche von begrifflichen Formeln, die um so leerer waren je allgemeiner sie lauteten, an die Stelle

*) Siehe W. Baur Neue Christoterpe 1883. S. 235.

einer Wissenschaft treten werde, welche das Gegebene, Geschichtliche in seiner Mannigfaltigkeit würdige. Mochten auch Menschen von Gemüth und aufrichtiger Frömmigkeit Lutherthum und Hegelthum in einander mischen, wie der unglaublich und unlesbar verworrene Göschel, so zeigte doch Marheineke's Dogmatik den erstarrenden Formalismus, welcher an die Stelle der christlichen Glaubenswahrheiten gesetzt ward, die Herz und Willen bewegen. Neander hatte wohl Recht zu sagen, daß mit der Auflösung der Glaubenssätze in philosophische Kategorien eine neue Scholastik entstehe, welche noch Widerstrebenderes zusammenbringe als die alte, die sich mit der Anwendung der Aristotelischen Formen begnügte. Marheinekes Werk ist wie ein Rechenexempel gearbeitet, und steht in der Abstraktion der Formulirung ebenbürtig neben der Ars magna des Raimundus Lullus, oder der Encyclopädie des Calov und dem Compendium Königs, eines anderen lutherischen Scholastikers. Wenn man die Vocabeln jenes Buches zählte, so würde man, glaube ich erstaunen, mit einem wie ärmlichen Wortschatz sich eine solche Dogmatik zusammenstellen läßt. Nun entsprang ein jüngeres Geschlecht, welches zweideutig vor sich und anderen, sich fortwährend zwischen den christlichen Vorstellungen und den philosophischen Begriffen hin und her bewegte. Sie glaubten an Gott, aber an keinen persönlichen, an Christus, den Sohn Gottes, aber der Begriff der Gottmenschheit erforderte, daß die ganze Menschheit Sohn Gottes sei. Die Unsterblichkeit sei zu glauben, aber keine persönliche. Mit diesen Selbsttäuschungen und Sophistereien räumte Strauß auf, indem er sich von der mythischen Dichtung der Evangelien lossagte. Baur, übereinstimmend mit Strauß in der Leugnung der geschichtlichen Wahrheit der evangelischen Berichte von Christo, ergänzte die Straußische Kritik mit dem positiven Nachweis, daß sie aus den kirchlichen Zu-

ſtänden des zweiten Jahrhunderts abzuleiten ſeien, und daß dieſe Entwicklung dem von Hegel aufgeſtellten Geſetze des begrifflichen Prozeſſes entſpreche. Es ging in Erfüllung, was Neander vorausgeſehen, daß die Vergötterung des Begriffes an die Stelle der Religion geſetzt und das Chriſtenthum in die Reihe der blos menſchlichen Produkte herabgezogen werden würde. Hiegegen kämpfte er fortan mündlich und ſchriftlich, in ſeinen exegetiſchen und hiſtoriſchen Werken, mit großer Kraft und mit großem Kummer. Es handelt ſich, ſagte er, um die Entſcheidung zwiſchen dem chriſtlichen Theismus und dem Prinzip der Welt- und Selbſtvergötterung. Er ſah ein Geſchlecht von Kritikern hervorgehen, welches ſich vorausſetzungslos dünkte, weil es ſich losgemacht hatte von den objectiven und ſubjectiven Vorausſetzungen des Chriſtenthums, um ſich deſto ſklaviſcher an die philoſophiſchen Prinzipien oder die des empiriſchen Verſtandes zu binden. Ohne Kenntniß des menſchlichen Herzens, ohne Rückſicht auf die Rechte des Gemüthes, ohne Sinn für das Heilige und Geheimnißvolle übten profane Geiſter die Kritik an den Neuteſtamentlichen Schriften, wie Neander ſich ausdrückte, mit einem Fanatismus des Verſtandes, welchen er mit Recht für eine faſt unheilbare Verdorrung der Seele hielt. Mit ſchmerzlichem Unwillen äußerte er, daß ein der Sinnlichkeit ergebener Menſch, der in lichteren Augenblicken die Regungen des Gewiſſens fühle und ſich nach Erlöſung ſehne, ihm lieber ſei, als dieſe kalten Fanatiker, welche für keinen Eindruck der höheren Wahrheiten empfänglich ſeien. Der feurige Eifer, mit welchem er dagegen redete, hatte den Zweck, die Jugend vor dem Erſterben der edelſten Organe zu bewahren, was ſie untauglich gemacht hätte nicht nur für die Theologie, ſondern auch für das Chriſtenthum. Darum alſo wies er jetzt wieder nachdrücklicher auf die Wahrheitselemente der Schleiermacherſchen Theologie hin. Es war

unter ſeiner Theilnahme geſchehen, daß die Schleiermacherſche Stiftung gegründet wurde, aus welcher ein Stipendium als Preis für eine Abhandlung zuerkannt ward. Die Aufgaben, welche auf ſeine Theologie Bezug nehmen mußten, regten junge Leute zum Studium derſelben an. Sehr willkommen war ihm die Ueberſiedelung Schellings nach Berlin als eines Vorkämpfers gegen die Hegel'ſche Philoſophie und die Wiederaufnahme ſeiner akademiſchen Thätigkeit. Seine Genialität, das Lebendige, Anſchauungsvolle und ſeine Macht über die Sprache hatte er ſchon früher hochgeſchätzt, und ſolche Studirende, welche ſich gründlicher auf die neuere Philoſophie einließen, auf die Abhandlungen über die Freiheit und auf die herrlichen Aufſätze, die er in der Münchener Akademie vorgetragen hatte, aufmerkſam gemacht. Schellings Nachweis der Grundfehler der Hegel'ſchen Philoſophie, welcher nach langem Schweigen beiläufig in einer Vorrede gegeben ward und durch ſeine ſchlagende Kraft große Bewegung hervorrief, erregte auch Neanders freudige Theilnahme. Sobald Schelling nach Berlin gekommen, und als jener ſich überzeugt hatte, daß für dieſen tiefen Geiſt auch Religion und Chriſtenthum eine entſcheidende Bedeutung gewonnen hatten, begann zwiſchen beiden ein Verhältniß freundſchaftlichſter Hochachtung. Neander befand ſich unter jener glänzenden Zuhörerſchaft, vor der Schelling ſeine erſte Vorleſung über die Philoſophie der Offenbarung hielt, und welche aus den Größen der Wiſſenſchaft und anderer Stände ſich zuſammenſetzte. Man ſah darunter den Kronprinzen Max von Baiern, welcher, wie Neander verſicherte, es Schelling vornehmlich verdankte, daß ihm das Chriſtenthum ein Ernſt wurde; aber auch Humboldt, Savigny, den großen Geographen Ritter, der Schellings feine ethnographiſche Beobachtungen bewunderte, Tweſten, Steffens, Trendelenburg, um vieler anderer nicht zu gedenken. Die Hoffnung

Schellings, daß es ihm gelungen ſei, die Offenbarung philoſophiſch zu begreifen, theilte Neander freilich nicht, er entſchuldigte vielmehr dieſe Zuverſicht mit der Liebe deſſelben zur chriſtlichen Wahrheit; aber er ſchätzte an dem großen Denker eben dieſe Ehrfurcht vor Gott, die Anerkennung des in Natur und Geſchichte Gegebenen, wovon ſeine poſitive Philoſophie ausging, die Unterſcheidung dieſer von der abſtracten negativen Philoſophie und die Fülle geiſtvoller und in klaſſiſchem Ausdruck geformter Gedanken, von welchen ſeine Vorleſungen funkelten. Er ſetzte der zweiten Auflage ſeiner Kirchengeſchichte den Namen Schellings voran, welcher „den ἔρως πτεροφύτωρ in den Seelen der theuren deutſchen Jugend erwecken, aller Gemeinheit und aller Geiſtesverkrüppelung mit Macht entgegenwirken und von dem zeugen möge, was der Geſchichte Ziel und Mittelpunkt ſei.“

Der chriſtliche Glaube war für Neander die Hingabe der ganzen Seele in ihrem innerſten und tiefſten Lebenspunkte an den Erlöſer. Er war ihm Gemeinſchaft mit Chriſto, in welcher der Quellpunkt des göttlichen Lebens lag, welches Frieden bringend und heilend mit neuer Kraft die zerriſſene und ohnmächtige Natur des Menſchen durchſtröme. Dieſe Gemeinſchaft, das Gnadengeſchenk Gottes, ſo zart und heilig, unterſchied er deſto beſtimmter von den Glaubenslehren, an welchen unvermeidlich etwas von menſchlicher Zuthat und vergänglicher Form haftete. So hoch ihm Theologie und wiſſenſchaftliche Erkenntniß ſtand, ſo viel höher achtete er doch den Stand der Kinder Gottes. Wo er eine Kraft des Lebens in Gott erkannte, ſei es in der Innigkeit der Liebe Chriſti, ſei es im Vertrauen, in der Selbſtüberwindung, im Handeln, im Dulden, ſo war ihm das die Perle des Lebens, wohin ſein Herz gezogen ward, in welchem Stande, in welcher kirchlichen Gemeinſchaft oder Zeit er ſie entdecken mochte. Hier fand er den Wiederſchein

des göttlichen Bildes Christi, welches einigend über den Zeiten und Parteien schwebt. Dies fesselte ihn an die einfach großen christlichen Charaktere unter seinen Zeitgenossen, wie Kottwitz, Jänicke, Goßner, und immerfort wiederholte er es, daß sie in ihrem einfältigen und bewährten Glauben etwas unvergleichlich Höheres besäßen, als die theologische Wissenschaft, welche ihnen fehlte, und welche sie vielleicht nicht hinlänglich würdigten. Wie er sich in Demuth vor der Frömmigkeit solcher Männer beugte, das hebt ihn selbst nur um so höher empor. Es sprach sein dauerndes Gefühl aus, was er gegen Goßner äußerte, als er beauftragt ward, diesem beim Eintritt in das Pfarramt zu Berlin eine Prüfung abzunehmen: Es beschämt mich tief, daß ich einen Mann über christliches Leben examiniren soll, welcher so viel mehr davon versteht, als ich selbst. Zur Charakteristik beider Männer füge ich eine Anekdote ein, die ich einem werthen Freunde verdanke. Dieser, welcher mit Goßner genauer bekannt war, besuchte ihn einst, und zwar in dem Zeitpunkt, da er selber beabsichtigte, sich als Privatdocent zu habilitiren. Als Goßner dies erfuhr, erwiderte er, er möge doch lieber Pastor werden. Sei es nicht viel besser, vor 3—400 Bauern zu predigen, als vor 3—4 Studenten Vorlesungen zu halten? Wenn er als Docent die Studenten zur Versöhnung in Christo führen und diese in ihnen lebendig machen könne, das wäre freilich etwas anderes. Er habe, sagte er, üble Erfahrungen an manchen Professoren gemacht, und kam auf die alte Erzählung von den zwei Mönchen, welche verabredeten, daß, wer zuerst stürbe, dem anderen erscheinen und ihm sagen solle, ob es sich im Himmel so verhielte, wie sie es sich in ihrer Theologie gedacht. Der eine starb, erschien dem andern und dieser fragte: Nun wie ist es denn im Himmel? die Antwort war: auf Erden lehrten wir's taliter, qualiter (so so); aber im Himmel ist's totaliter aliter (ganz

anders). Goßner fuhr fort: Dies habe ich in Wien einmal einem Prälaten erzählt, der war auch ein Mönch und ein gelehrter Professor. Er machte ein langes Gesicht und sagte: Nein, wie wir es in der Theologie haben, so ist es auch netto. Da dacht' ich: Na, mit dem sollst Du nicht erst disputiren. Aus solchen Wahrnehmungen erklärt sich wohl zum Theil die Voreingenommenheit gegen die Professoren, mit welcher er äußerte, daß diese sich über die einfältigen Gläubigen und dummen Leute erhaben dünkten. Mein Freund suchte ihn zu überzeugen, daß es auch solche gäbe, die anders dächten, und nannte als Beispiel Neander, der sich gewiß auch zu jenen dummen Leuten rechne. Er werde ihn fragen und Goßner selbst den Bescheid bringen. Nach seinem Verhältniß zu beiden Männern konnte er den Vorfall halb scherzend an Neander erzählen, worauf ihm dieser auftrug, Goßner einen herzlichen Gruß zu bringen, ihm zu sagen, daß er auch zu den dummen Leuten gehöre und daß er ihn um seine Liebe bitten lasse. Als der Auftrag bei nächster Gelegenheit ausgerichtet wurde, erwiderte Goßner: da werde ich ja beschämt! *)

Wer Neanders Leben im Glauben kannte, wird nicht

*) Ein talentvoller junger Theologe ließ sich in den stürmischen Zeiten des Jahres 1848 zu weit in die Politik hineintreiben und betheiligte sich viel an der Staatskunst der Volksversammlungen. Neander ermahnte ihn endlich, seinen Beruf nicht zu vernachlässigen und sich zu sammeln. Der sehr erregte junge Mann hatte die Kühnheit, ihm zu antworten: „Glauben Sie mir, Herr Professor, ich habe von einfachen Handwerkern in diesen Tagen mehr Theologie gelernt, als in allen Ihren Vorlesungen!“ Da beruhigte sich dem stürmisch Ueberreizten gegenüber das noch eben erregte Angesicht des Meisters, und mit seinem freundlichsten Lächeln reichte er dem fast Bestürzten die Hand mit den Worten: „das glaube ich gern!“ (A. W. Neander, ein rechter Israeliter. Vortrag von Lic. Rauh. S. 18).

zweifeln, daß es in entſcheidenden Momenten jedem Anſpruch gewachſen geweſen wäre. Er war aber zu aufrichtig gegen ſich ſelbſt, als daß er ſich verborgen hätte, daß die Ueberzeugung des Einzelnen, wenn ſie ſo wenig wie in unſerem Zeitalter von einem feſten kirchlichen Gemeingeiſt geſtützt iſt, unmöglich von den Bewegungen des Zweifels unberührt bleiben könne. Wahrheit ſei das Erſte, ſagt er in der Vorrede zur dritten Auflage des Lebens Jeſu. Ich bin von Anfang an in meiner religiöſen Entwicklung zu ſehr durch den Bildungsgang dieſer Zeit afficirt worden, um eines ſtarken Glaubens mich rühmen, mit jenen Heroen einer über allen Zweifel erhabenen göttlichen Zuverſicht, jenen Männern der kindlichen Einfalt, die ich verehre, mich vergleichen zu können. Nach ſeiner Meinung war indeß dieſer Zuſtand gegenwärtig ein allgemeiner, und wenn zuweilen die Forderung ausgeſprochen ward, der Glaube müſſe ſo feſt ſein, wie man ſein eigenes Leben wiſſe, ſo erklärte er das für etwas jetzt Unmögliches, was Niemand fordern könne, welcher ſich ſelbſt genauer prüfe. Auch machte er Unterſchiede im Zweifel. Nicht jeder Zweifel, urtheilte er, ſei Sünde. Er ſchrieb an den Eingang des genannten Werkes die Worte Platos *οὐ χαλεπὸν τὸ ἀμφισβητεῖν*. Es ſei ein anderes, ſelbſtgenugſam und mit beſchränktem, empiriſchem Verſtande die Grundthatſachen und Grundwahrheiten des Heils zu verwerfen, ein anderes, Zweifel zu haben über dieſen und jenen Einzelbericht der heiligen Schrift. Sie müßte anders eingerichtet ſein, wenn ein ſolcher Zweifel, welcher für die Wahrheit ſtrebt, ein Unrecht ſein ſollte. Unbefangene Kritik ſtehe mit dem kindlichen Glauben und der Weihe des heiligen Sinnes nicht im Widerſpruch, ſondern ſie läutere und erprobe ihn im Feuer der Verſuchung. In dieſem Kampf beſtehe für den Theologen „zumal in dieſer Zeit, die tentatio, welcher die oratio und meditatio mit dem ernſten,

heiligen, demüthigen Sinne des in seinen Tiefen sich sammelnden Geistes zur Seite gehen müsse."

Die gleiche Vereinigung gläubiger Gesinnung und maßvoller Kritik wollte er auch auf die kirchlichen Dogmen angewendet wissen. Mit Ausnahme des apostolischen Symbolums, welches die Grundthatsachen des christlichen Glaubens, ohne die es keine christliche Kirche geben kann, bezeuge, vermöge er keines der bestehenden Symbole unbedingt zu unterzeichnen. Aber er sprach damit nur offen aus, was auch die gelehrten lutherischen Theologen der Gegenwart, wenn sie auf das Einzelne blickend sich genau ausdrücken, mit geringen Ausnahmen ebenso für sich bestätigen würden. Er suchte für manche Lehren nach einem reineren und schriftmäßigeren Ausdruck, aber er ging, wie Luther, von dem materiellen Grundprinzip der Reformation aus, von der Lehre vom Verderben der menschlichen Natur, welches das Gottverwandte in derselben nicht ausschließe, sondern voraussetze, und von der Rechtfertigung durch den Glauben an Jesus, als den Heiland. Das Wesentliche der evangelischen Bekenntnißschriften, namentlich der Augsburgischen Confession und ihrer Apologie, insofern es Ausdruck dieses Prinzips ist, gelte ihm, sagt er in der Vorrede zum „Leben Jesu", mit dem apostolischen Symbolum als unumstößliche Grundlage der evangelischen Kirche. Ueberall behandelte er die Dogmen der Symbole, auch wo er Kritik anwendete, mit Bescheidenheit. Er zeigte, welche Bedeutung für das christliche Gemüth ihr Inhalt habe, welches biblische und systematische Recht darin sei, nur daß es hie und da einen einseitigen Ausdruck gefunden habe. Die Schwierigkeit hier mit Glück zu ändern, stand ihm in ganzer Größe vor Augen. Wer möchte wohl, sagte er in einem solchen Falle, an diesem Dogma rütteln, wenn man nichts Besseres an die Stelle zu setzen vermag! Jedoch einer freien Bewegung des gläubigen

Theologen in weitgezogenen ſymboliſchen Grenzen war er ſehr zugethan, und er ſchätzte die evangeliſche Union, weil ſie zwei Kirchen mit einander verband, welche auf gemeinſamer Grundlage ſich gegenſeitig ergänzen, und beſonders, weil die Union geeignet war, eigenthümlichen theologiſchen Richtungen freieren Raum zu geſtatten.

Seine chriſtliche Grundbetrachtung, ſeine ganze Theologie war dem Rationalismus in ſeinen verſchiedenen Stadien entgegengeſetzt und führte weit beſtimmter als Schleiermacher darüber hinaus. So herb ſeine Polemik gegen die pantheiſtiſche Steigerung des Rationalismus war, ſo hatte er die Theologie vielmehr durch Hinſtellung des Poſitiven über den älteren Rationalismus hinaus entwickelt, und nur auf dem Wege der Geſchichtſchreibung oder bei exegetiſchen Erörterungen kam es zu einer Polemik, in welche zuweilen die Intereſſen der Gegenwart hineingezogen wurden. Seine Neigung richtete ſich wenig auf ein publiciſtiſches Eingreifen in die Bewegungen des Tages. Von einer ganz anderen Seite her, deren Stärke gerade in dieſer Behandlung der Dinge lag, ward er in einen theologiſchen Streit gezogen, welcher freundſchaftliche Bande löſte. Von derjenigen Richtung, welche in Hengſtenberg und in der Evangeliſchen Kirchenzeitung ihre thätigſte Vertretung fand, ſchied er ſich ab, weil er es weder für möglich, noch für heilſam hielt, die Kirche und die Theologie auf den Standpunkt zurückzuſchrauben, welchen ſie vor der Ausbildung des deutſchen Rationalismus einnahm. Vielleicht ſchätzte er, durchdrungen von der Bedeutung des perſönlichen Chriſtenthums, nicht hinlänglich den Werth eines geltenden öffentlichen Bekenntniſſes für die kirchliche Ordnung, als Stütze für die Schwachen, und die Anregungen der Frömmigkeit, welche daraus hervorgehen können. In dieſer Hinſicht that Neander auch ſeinem Freunde Tweſten nicht genug, welcher, was die dogmatiſchen

Anſchauungen betrifft, in weitgehender Uebereinſtimmung mit ihm war. Tweſten hielt ihm einſt ſcherzend entgegen, daß er die orthodoxen Theologen des 17. Jahrhunderts höher achten würde, wenn ſie früher gelebt hätten. Was Neander an vielen derſelben auszuſetzen hatte, war ihre Befriedigung in den Geſchäften des Verſtandes, in der Definition, Diſtribution und logiſchen Conſequenz. Dieſer Dogmatismus, welcher wenig Sinn für das Unmittelbare des chriſtlichen Lebens beſaß, und ſelbſt die Myſtik ausſchloß, ſchien ihm ärmlicher zu ſein, als die Scholaſtik des 13. Jahrhunderts, in deren Größen weit mehr Reichthum und Mannigfaltigkeit zu entdecken ſei. Er war überzeugt, daß Hengſtenbergs Beſtrebungen zum Ziele hätten, eine ähnliche Eintönigkeit der Theologie herzuſtellen, und wiederum dogmatiſche Exaktheit zum Maßſtab des Chriſtenthums zu machen. Nun wird Niemand in Hengſtenbergs Schriften, und ebenſo in der Evangeliſchen Kirchenzeitung unter ſeiner Leitung, reichliche Zeugniſſe chriſtlichen Lebens verkennen; ſie hat für die Förderung deſſelben nicht geringe Verdienſte, und Neander hat dieſes Urtheil ebenfalls öffentlich ausgeſprochen.*) Möglich auch, daß Hengſtenbergs eigenes Urtheil manchen Grundgedanken der Theologie ſeiner Zeit günſtiger war, als ſeine Aeußerungen in der Kirchenzeitung. Denn wenn Neander hohe, vielleicht zu hohe Vorſtellungen von der Einſicht der Pfarrer in wiſſenſchaftliche Dinge hatte, ſo urtheilte Hengſtenberg geringſchätzig darüber. Unterſcheiden Sie denn nicht Religion und Dogma? fragte ihn einſt Nitzſch. O ja, erwiderte er, aber die Paſtoren verſtehen das nicht. Er hat alſo wahrſcheinlich die Abſicht gehabt, die theologiſchen Stoffe und Urtheile ihnen zuzuführen, welche er ihnen dienlich achtete und gab ſeiner Zei-

*) Leben Jeſu 3. A. Vorrede.

tung die ſchroffe Haltung gegen alle abweichenden Standpunkte, die er für ihren Einfluß als nützlich erkannte, die aber doch nicht identiſch iſt mit einer Entſchiedenheit für Chriſtum. Möglich, daß auch ſein perſönliches Verhältniß zu den Symbolen der lutheriſchen Kirche einige Freiheit zuließ, da er ja in früheren Zeiten über den Unterſchied der calviniſchen Abendmahlslehre ſich indifferent ausſprach, in ſeiner Theorie vom kirchlichen Amt von den Schmalkaldiſchen Artikeln erheblich abwich, und in ſeinem letzten Jahrzehnt ſelbſt eine kleine Heterodoxie in der Rechtfertigungslehre nicht ſcheute; indeß bei ſeinem Drängen auf die Nothwendigkeit, die Symbole wieder herzuſtellen, war ein Zugeſtändniß an das Individuelle nicht erſichtlich. Er glaubte den Theologen und der Kirche damit einen feſten Halt zu geben und er arbeitete unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV. mit einer gewiſſen Leidenſchaftlichkeit darauf hin, welche mit dem Hinblick auf die Folgen eines Regierungswechſels in Zuſammenhang ſtand. Es war daher wohl erklärlich, daß Neander bei ihm und ſeinen Freunden Abſichten einer rückſichtsloſen Repriſtination vorausſetzte. Er fürchtete die willkürliche Unterbrechung der theologiſchen Entwicklung ſo ſehr, daß er ſelbſt mit der Conſenſusformel der Generalſynode v. J. 1846 nicht zufrieden war, obgleich ſie von ſeinen Freunden ausging und er mit dem Materiellen übereinſtimmte. Seine Meinung war, daß die Kirche in einem Proviſorium ſtehe, welches nur durch eine neue göttliche Erleuchtung beendigt werden könne; jene Formel oder die Repriſtination der Symbole würden nur neue Proviſorien ſein, und die Anarchie vergrößern. Was er aber mit tieferer Beſorgniß in dem Gelingen der gegneriſchen Beſtrebungen vorausſah, das war die Einförmigkeit des Urtheils über die Erſcheinungen des chriſtlichen Lebens. Man werde die Einſicht in die Mannigfaltigkeit der chriſtlichen Lebensformen

verlieren und das Reich Gottes nach kirchlich dogmatischer Schablone bemessen, so daß das Verständniß des Glaubenslebens überhaupt Schaden leiden werde. Was man auch von seinen Befürchtungen urtheilen möge, daß er diese Gefahr richtig erkannt habe, ist nicht zu leugnen. Sie ist sogar im Wachsen begriffen, da verbreitete Blätter, welche in Hengstenbergs Spuren einhergehen, einzelner Stimmen nicht zu gedenken, schon nicht einmal mehr des kirchlichen Dogma's bedürfen, sondern es bequemer finden, nach der äußeren kirchlichen Parteigruppirung die Mitglieder der evangelischen Kirche in Gläubige, Halbgläubige und Ungläubige einzutheilen.

Theologische Differenzen anderer Art kamen hinzu, um die Kluft zwischen den Standpunkten beider Gelehrten zu erweitern. Der Scharfsinn, die Fülle von Gelehrsamkeit, welche Hengstenbergs Schriften einschließen, die religiöse Kraft, die treffende Analyse religiöser Zustände, das Geschick, Schilderungen und Gedanken der heiligen Schrift auf Gegenwärtiges anzuwenden, diese Vorzüge haben seine Werke sehr vielen praktischen Geistlichen empfohlen und Neander würdigte sie in hohem Grade. Was er aber mit Recht vermißte, das war der geschichtliche Sinn, die kritische Unbefangenheit und die Einfachheit der Auffassungen und Auslegungen. Die Absicht, welche Hengstenberg verfolgte, war eine treffliche. Er gedachte das Ansehen der Bibel unter den Erschütterungen der jetzigen Theologie wieder herzustellen und der Kirche eine bis in alle Einzelheiten festgefügte Grundlage zu sichern, wie die Bibel im 17. Jahrhundert betrachtet war. Aber er schoß damit über das Ziel hinaus. Seine Vertheidigung der Traditionen über den Pentateuch haben wohl unter den jetzigen akademischen Theologen seines Faches nur wenige Anhänger und sind großentheils so künstlich, daß sie den einfachen Beobachter bedenklich machen. In gleicher

Absicht bekämpfte er jede Ermäßigung der Theorie einer wörtlichen und gleichmäßigen Inspiration, obgleich sich in seinen Schriften Spuren finden, daß er selbst nicht damit auszukommen wisse. Die Combinationen und Auslegungen enthielten so viel Gezwungenes, Absichtsvolles, daß Neander sie mit der Manier eines Advokaten verglich und sich oft und herb dagegen äußerte. Vermag wohl Jemand noch heutiges Tages jenem in seinen typologischen Auslegungen zu folgen, wenn er die 153 Fische im 21. Kap. des Evangeliums Johannis, unter welchen fromme Christen zu verstehen seien, vorgebildet findet in den 153600 kananitischen Holzhauern und Lastträgern der Chronik (II, 2, 17)? oder den Namen des apokalyptischen Thieres, der gleich der Zahl 666 sei, in dem unschuldigen Adonikam, welcher 666 Nachkommen hatte (Esra 2, 13)? Und das alles zu dem Zweck, aus der gleichen Methode der Typik die Selbigkeit des Verfassers von Evangelium und Apokalypse zu erweisen! Oder wenn er in den Weibern des Salomonischen Harems einen Typus des verherrlichten Reiches Gottes erblickt? Die Jungfrauen darin seien die Nationen, welche noch nicht zur Vereinigung mit dem himmlischen Salomo gelangt, aber dafür bestimmt seien; die Candidatinnen des (himmlischen) Ehestandes. Solche Deutungen verzeiht man der Exegese, wenn sie im Alter der Kindheit steht; in unserer Zeit aber haben sie ihre Analogien nur etwa noch bei der Sekte der Irvingiten, wo die Exegese im kindischen Alter zu stehen scheint. Ich könnte vielerlei dieser Art aus Hengstenbergs Commentaren sammeln und noch viel mehr anderes, was diesen Grad des Widersinnes nicht erreicht, dennoch aber Neanders Urtheil rechtfertigt, daß es jenem an Unbefangenheit und Wahrheitssinn gebrach; und das ist es, worauf es mir hier ankommt.

Denn so bald man den allgemeinen Unterschied der theologischen Standpunkte und Methoden, welcher im Voran-

gehenden dargelegt ist, im Auge hat, wird auch der Conflikt begreiflicher, in welchen Neander mit Hengstenberg gerieth, als seine Zeitung den Angriff Ludwigs von Gerlach 1830 gegen die Halleschen Professoren Wegscheider und Gesenius brachte. Zwar war der Gegensatz damals noch minder entwickelt, allein seine Grundzüge erkannte man auf beiden Seiten. Nachdem ein halbes Jahrhundert vergangen, betrachten wahrscheinlich auch viele Gegner Hengstenbergs manches in seinem Verfahren mit milderem Urtheil, namentlich nach der gründlichen und verdienstlichen Beschreibung des inneren und äußeren Zusammenhanges, welchen D. Bachmann in seiner Biographie Hengstenbergs geliefert hat. Daß in den beiden Urhebern ein christliches Interesse und ein berechtigter Unwille über die Mißhandlung biblischer Wahrheiten den ursprünglichen Antrieb bildete, sollte man nicht leugnen. Was Neander an dem Vorgange mißbilligte, war einmal die Heranziehung von Zuhörern jener Lehrer zu Zeugnissen wider sie. Ganz unbedenklich vermag auch ich dies nicht zu finden, wenn es, wie die Gegner wollten, ein allgemeines Recht sein soll, denn die Studenten möchten dadurch leicht in eine falsche Beziehung zur Oeffentlichkeit gerathen, das Vertrauen zwischen Zuhörern und Lehrern erschüttert und die Pietät zerstört werden. Und damals war diese im Ganzen größer, als in der Gegenwart, und die Benutzung für eine Anklage war fast neu. Andrerseits möchte ich nicht behaupten, daß nicht diese Rücksicht auch ihre Grenzen habe, und daß die Pietät gegen die akademischen Lehrer der Pietät gegen die Gegenstände des christlichen Glaubens schlechthin Schweigen gebieten dürfe. Man muß zugeben, daß die umlaufenden Gerüchte über die Exegese jener Professoren wohl geeignet waren, weitere Nachfragen zu veranlassen, und die Resultate ausnahmsweise dem öffentlichen Urtheil preiszugeben. Indeß die Weise, in welcher

dies geſchah, verdiente die Mißbilligung Neanders. Denn der Angriff bewegte ſich nicht auf rein wiſſenſchaftlichem Gebiete, ſondern enthielt auch die Appellation an die Behörden, Maßregeln gegen die Profeſſoren zu ergreifen. Es waren ſophiſtiſche Ausreden Hengſtenbergs, daß, wenn er ſich an die Kirche im Allgemeinen richte, er den König nicht übergehen dürfe, und daß ja nicht gerade die Entfernung der Angeklagten aus ihren Aemtern nothwendig hätte erfolgen müſſen. Denn gerade darauf kam es an, den König und das Kirchenregiment aus dem Spiele zu laſſen, wenn man mit rein geiſtigen Mitteln zu kämpfen beabſichtigte. Was das Zweite anlangt, ſo lag es nicht in ſeiner Hand, über die Strenge der Maßregeln zu beſtimmen, und er hielt auch mit dem Wunſche, die rationaliſtiſchen Profeſſoren aus der Kirche zu entfernen, nicht zurück. Neander hatte alſo nicht Unrecht in der Annahme, daß jene noch in Kraft und hiſtoriſchem Rechte ſtehende Partei, welche nicht ohne Verdienſt war um die theologiſche Wiſſenſchaft, durch ein Einſchreiten von außen her unterdrückt werden ſolle, und er erkannte darin einen Schaden für die geſunde Entwicklung der Kirche, wie ſie ihn unter dem Regiment der byzantiniſchen Kaiſer oder durch das näher liegende Edikt des Miniſters Wöllner unter Friedrich Wilhelm II. erlitten hatte, welches die Evangeliſche Kirchenzeitung in einem ſpäteren Artikel in nicht unbedenklicher Weiſe in Schutz genommen hat. Um die von keiner Einmiſchung äußerer Gewalt getrübte Entwicklung der Kirche und Theologie, um die Entfaltung derſelben nach ihren geiſtigen Geſetzen war er ſo beſorgt, daß er auch ſpäter ſich gegen ein polizeiliches Verbot des Lebens Jeſu von Strauß erklärte. Es werde nichts nützen, der Sieg über daſſelbe müſſe mit andern Waffen errungen werden. In Hengſtenbergs Streitigkeit war er außerdem überzeugt, daß dieſer und ſeine Freunde den Angriff durch perſönliche Einwirkungen auf den königs-

lichen Hof zu verstärken suchten, und er war im Stande, darüber unterrichtet zu sein. Man bemerkt in dem Schriftstück Gerlachs kein Zugeständniß an die kritischen und historischen Schwierigkeiten, mit welchen die Wissenschaft der Bibel schon damals zu kämpfen hatte; es war von einem Nichttheologen geschrieben und besonders für Laien berechnet. Hengstenberg ließ es in dieser Hinsicht unverändert, obgleich er sich darauf berief, daß seine Zeitung zugleich für Theologen bestimmt sei. Um so mehr mußte Neander den Schluß machen, daß hier Bestrebungen keimten, die jedem das Bürgerrecht in Kirche und Theologie versagen würden, in welchem sich Ideen des letzten Jahrhunderts regten. Er sagte in seiner Entgegnung voraus, daß Hengstenberg bei seinem Angriff gegen den Rationalismus nicht stehen bleiben werde, und doch wußte er nicht, daß Gerlach in einem Briefe, welchen Bachmann mittheilt, schon ehe er jenen Artikel schrieb, seinen Freund angespornt hatte, Schleiermacher und Neander anzugreifen. Uebrigens erfordert es die Billigkeit, anzuerkennen, daß Hengstenberg seine Vertheidigung in gemäßigtem Tone führte, viel gemäßigter, als er ihn in späteren Zeiten anschlug. Und da er die Gunst der Machthaber angerufen hatte, so richteten nun auch die Angeklagten und ihre Freunde nicht immer würdige Bemühungen darauf, dort eine günstige Entscheidung hervorzubringen.

Der Erfolg des kühnen Angriffes gegen den Rationalismus ist ein großer gewesen. Er würde noch günstiger gewesen sein, wenn man nicht nach der äußeren Gewalt hingeschielt hätte. Er würde viel ungünstiger, von viel größerer Zerrüttung der Kirche begleitet gewesen sein, wenn diese Wünsche erfüllt worden wären. Im Ganzen ist es doch zum Glück bei der geistigen Kriegführung geblieben, welche Neander verlangte und selber übte. Sie hat hingereicht, aus der theologischen Generation, welche damals

aufwuchs, den Rationalismus zu verdrängen. Für Geſenius Vorleſungen hatte die Anklage und der miniſterielle Verweis, welchen ſie veranlaßte, die Wirkung, daß er ſich ſelbſt mehr in Zucht nahm. Ich wenigſtens habe in drei großen Vorleſungen, welche ich im Jahre 1835 hörte, zwar manche Späße, gute und ſchlechte, aber keine Frivolitäten vernommen, und außerdem vieles Lehrreiche und Anziehende.

Neander hat weder in der Zeit des Bruches ſelbſt, noch nachher das chriſtliche Band geleugnet, welches ihn mit Hengſtenbergs Orthodoxie verknüpfte. Auch war er ſtets bereit, in Werken der evangeliſchen Miſſion und Liebesthätigkeit gemeinſam zu handeln, aber die Parteiſtandpunkte im Ganzen blieben geſchieden und eine Handbietung, welche er in den „Worten des Friedens“ verſuchte, ward bald darauf durch eine geringſchätzige Behandlung in einem Artikel der Kirchenzeitung vereitelt. Vielmehr vergrößerte ſich die Differenz im letzten Jahrzehnt mit der einflußreicheren Stellung Hengſtenbergs als Parteiführer. Denn ſeine Kirchenpolitik wurde immer thätiger in der Förderung gleichgeſinnter Perſonen und in der Hinderung derer, welche ſich „nicht zu ihm hielten“, wie in der Beſeitigung kirchlicher Maßregeln, die von der Gegenpartei ausgingen. Mit Bedauern ſah Neander, daß es ihm gelang, den König Friedrich Wilhelm IV. dadurch gegen die 1846 entworfene Kirchenverfaſſung einzunehmen, daß er ſie als ein Produkt demokratiſcher Art bezeichnete. Jetzt wird man wohl darüber einig ſein, daß unſerer Landeskirche viele Wirren erſpart worden wären, wenn ſie mit dieſer oder einer ähnlichen Verfaſſung ausgeſtattet, der leidenſchaftlichen Erregung der folgenden Jahrzehnte gegenüber geſtanden hätte. Hengſtenbergs wiſſenſchaftliche Werke entwickelten ſich gleichfalls in jener, dem Neanderſchen Geiſte fremdartigen Richtung und ſeine Kirchenzeitung, je ſicherer ſie ihres Einfluſſes war, um

ſo weniger entging ſie der Gefahr, welcher die Journaliſtik ausgeſetzt iſt, vor allem ein Blatt, das ſich zur Aufgabe macht, die Führung einer Partei zu übernehmen. Von der unkritiſchen Bereitwilligkeit, ungegründete Beſchuldigungen gegen außen Stehende aufzunehmen, gab ſie nicht ſeltene Beiſpiele; und andrerſeits war Hengſtenberg nach Neanders Anſicht nicht kritiſch genug in der Wahl der Mitarbeiter, wenn er glaubte, ſich ihrer mit Vortheil bei ſeinen Angriffen bedienen zu können. Jener ſah es z. B. ſchon in den erſten Jahren der Kirchenzeitung mit Verdruß, daß Bruno Bauer hinzugezogen wurde, deſſen zweideutige Theologie er ſehr ſicher durchſchaute, obgleich Bauer erſt ſpäter zu dem Verſuche fortſchritt, Strauß zu überbieten in der Untergrabung des Chriſtenthums. Neander würde eine noch traurigere Beſtätigung dieſes Vorwurfs erfahren haben, wenn er die Verſammlung der Evangeliſchen Alliance und das Tagebuch eines Zeugen derſelben erlebt hätte. In dieſer Verſammlung waren eine große Zahl der ehrwürdigſten chriſtlichen Männer aus den verſchiedenſten Ländern Europas gegenwärtig, manche darunter, welche unter Gefahr und Schmach Zeugniß für das Evangelium abgelegt hatten. Hengſtenberg vergaß ſich ſo weit, daß er dieſe Verſammlung in hämiſchſter Weiſe verunglimpfen ließ und ſich dazu eines jungen Mannes bediente, deſſen Charakterloſigkeit auch ein geringerer Menſchenkenner als er war, durchſchaut hätte. Anſtatt dieſen unwürdigen Geſellen, welcher ſpäter in gleich unwürdiger Weiſe zur römiſchen Kirche überſprang, in Zucht zu nehmen, befeſtigte er ihn in ſeinem pietätloſen Verhalten durch Aufnahme des Tagebuchs in ſeine Zeitung. Zwiſchen den Artikeln von Gerlach und Preuß lag eine lange Strecke. Mit dem Angriff auf die Rationaliſten hatte man angefangen, zu dem Angriff auf die bewährteſten Zeugen des chriſtlichen Glaubens, welche nichts wollten, als Schutz und

Förderung der gemeinſamen evangeliſchen Intereſſen, war man vorgeſchritten. Neander war demnach nicht ganz im Irrthum geweſen, als er vorausſah, daß Hengſtenberg ſich auf einer abſchüſſigen Bahn bewege, auf welcher die Zwecke der Partei immer weiter die allgemeinen ſittlichen Normen verdunkeln würden.

Ganz anders verhielt ſich Neander in ſeiner Geſinnung zu denjenigen, welche die lutheriſche Orthodoxie nach den Traditionen ihrer Jugendbildung bewahrt, und ſie mit lebendigem Glauben angeeignet hatten. In ſolchen hatten dieſe dogmatiſchen Formen etwas Naturgemäßes, nicht das Abſichtsvolle, Gemachte, was von den Repriſtinationen unabtrennbar iſt. Hier wurde es ihm daher weit leichter, in der gemeinſamen Liebe zu Chriſto die Trennung der theologiſchen Bildungsſtufen auszugleichen. Einem Manne dieſer Art, dem D. Heubner, war er mit rückhaltloſer Liebe und Verehrung ergeben. Er hatte ihn in Geſellſchaft des Baron von Kottwitz perſönlich kennen gelernt, und ich weiß es aus dem Munde des letzteren, mit welchem Ausdruck kindlicher Verehrung Neander, zufällig auf einem niedrigen Stuhle ſitzend, zu Heubner aufblickte. Dieſe Begegnung knüpfte das innigſte Band. „Seitdem habe ich immer zu Ihnen, als einem der Lichtpunkte in den Finſterniſſen dieſer verweltlichten Zeit hingeblickt“. So ſagte er als er Heubner, dem Theologus non gloriae, sed crucis, eines ſeiner ſchönſten Werke, den zweiten Theil ſeiner Kirchengeſchichte in zweiter Auflage widmete.

Eine Theologie, welche nicht nach weltlichem Ruhm trachtet, ſondern ſich unter das Kreuz Chriſti ſtellt, war es, die Neander auch für ſich wollte. Sie ſollte die Darlegung der in Chriſto geoffenbarten und im eigenen Innern erlebten Wahrheit ſein. Das iſt es was er, einen Spruch eines klaſſiſchen Rhetors in chriſtliche Sprache überſetzend, mit den

Worten behauptete: das Herz ist es, was den Theologen macht (pectus est quod theologum facit). „Die Theologie", sagte er, „gedeihet nur in der Stille des sich an Gott hingebenden Gemüthes. Was aus dem lärmenden Treiben der Welt und dem eitlen Zeitgeschwätze hervorgeht, ist nicht Theologie zu nennen." Die rechte Theologie sollte nach seiner Ansicht dadurch von Christo zeugen, daß sie von Christo komme und zu ihm führe. Die Kirchengeschichte aber war ihm das durch die Jahrtausende forttönende Zeugniß von der erlösenden Kraft Christi in der Menschheit. In ihm erblickte er das Leben, welches aus Gott stammt, geeinigt mit der menschlichen Natur, vollkommen, die persönliche göttliche Wahrheit und Heiligkeit. Seine Erscheinung, die nur ein im Irdischen befangener Sinn zu einem Produkt der geistigen Mächte seiner Zeit herabsetzen könne, sei das höchste Wunder, welches mit schöpferischer und verjüngender Kraft auf die Menschheit weiter wirkt. Wo seine rettende Hand den Einzelnen ergreift, und wo dieser im Glauben aufgenommen wird in die Gemeinschaft seines göttlichen Lebens, da erlangt er den Frieden mit Gott und in seiner eigenen Natur durch die Vergebung der Sünden, erfährt die Wirkungen der Gnade, welche die Gott verwandten Kräfte steigert, die Gott widerstrebenden bekämpft, mit den neuen Zielen neue Kräfte giebt, Alles läutert und in Harmonie setzt. Was der einzelne Christ erlebt, dieselbe Wirkung erfährt auch das Ganze. Wie die göttliche Liebe und Heiligkeit Christi anziehend oder auch abstoßend auf diejenigen wirkte, welche sich ihm naheten, so sehnte sich die hülfsbedürftige Welt ihm entgegen oder verschloß sich gegen ihn, und in gleicher Weise geht der Prozeß, wo Christus das ihm zustrebende Leben der menschlichen Natur aneignet, und wo er das entgegengesetzte beugt und läutert, durch alle Zeiten. Diese Bewegung des aus ihm quillenden Lebens ist das

Geſetz ſeiner Thätigkeit, wodurch die Gemeinſchaft mit ihm im Innern des Menſchen gebildet, in der Durchdringung der menſchlichen Kräfte mit göttlichem Leben entwickelt, nach außen entfaltet und zur endlichen Vollendung geführt wird. Um die perſönliche und unmittelbare Bedeutung des Chriſtenthums hervorzuheben, nennt er ſein Hauptwerk nicht blos Geſchichte der chriſtlichen Kirche, ſondern Geſchichte der chriſtlichen Religion und Kirche. Gleich dem Sauerteig, welcher den Teig umwandelt, oder gleich dem edlen Zweige, welcher auf den Stamm der wildwachſenden Religion gepfropft wird, veredelt das Chriſtenthum die natürlichen Triebe der Menſchheit. Daher verfolgt Neander mit beſonderer Theilnahme die verhältnißmäßig unmittelbaren Kundgebungen dieſer Lebenskraft. Lieber ſtellte er den Strom in ſeiner Kraft dar, als wo er ſich in Veräſtelungen verliert. Und wenn er Zeiten und Zuſtände ſchildert, wo die Kraft unter der irdiſchen Laſt zu erlahmen, gleichſam in den widerſtrebenden Stoffen des natürlichen Menſchen zu verſchwinden ſcheint, ſo weiß Neander um ſo gewiſſer, daß es ſich nur um einen ſcheinbaren Stillſtand handelt. Er ſucht dann um ſo emſiger nach den Spuren der verhüllten Kraft und läßt ſich durch ſie zu dem Punkt leiten, wo die in ewiger Jugendfriſche fließende Welle mit neuer Klarheit hervorbricht. Daher verweilt er mit der regſten Sympathie bei den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums, beſchreibt dann, wie es ſich unter den heidniſchen Maſſen ausbreitet und nach Auguſtins Bemerkung, das reinere chriſtliche Leben ſich von der Oberfläche in die verborgeneren Theile der Kirche zurückzieht; wie mit der Veräußerlichung nach allen Richtungen in Verfaſſung, Kultus, Sitte und Lehre, Formen eines neuen Geſetzes ſich ausbilden, welche noch ungeiſtiger wurden, als die Zuſtände der antiken Ueberkultur zuſammenbrachen und das Chriſtenthum von Nationen

getragen ward, welche langsam der Barbarei entwuchsen. Er zeigt dann in einer Schilderung, deren Größe davon zeugt, daß er selbst von einem neuen Impuls bewegt wird, wie die abendländischen Nationen unter diesen Vorbereitungen gesetzlicher Zucht von dem göttlichen Erzieher bereitet waren für einen neuen Aufschwung christlicher Begeisterung, für eine tiefere und vollere Erfahrung seiner Wirkungen und für ein neues christliches Kulturleben. Das ist die Zeit, wo das Papstthum die Leitung der Welt in die Hand nimmt und der römische Katholicismus seine edelsten Gestaltungen in Fülle hervorbringt. Auch da ist die Christenheit noch zu stark bedingt durch den Standpunkt des Gesetzes. Er findet seinen allgemeinsten Ausdruck in der römischen Theokratie, allein er entsprach den geschichtlichen Prämissen, er war eine relative Nothwendigkeit und darum bewegten sich die christlichen Völker mit Befriedigung in diesen Schranken, innerhalb deren die Kirche großartig, aber die eigenthümlichen Kräfte der Einzelnen minder entfaltet waren. Durch den scheinbaren Zersetzungsprozeß einer abermaligen Uebergangsperiode bringt dann das Christenthum in der Reformation wiederum siegreich hervor, reiner und tiefer, dem Ursprung verwandter und doch mit einer reicheren Fülle fruchtbarer Ideen, welche über den Höhepunkt des Mittelalters hinausführen und seine Mängel ergänzen. Da nun aber auch die seit der Reformation entstandenen Formen des Lebens die Gegenwart nicht mehr befriedigen, die Zustände wankend und zerrissen sind, so schaute er darin mit prophetischer Ueberzeugung die Vorzeichen der vierten großen Epoche, welche das lösende Wort für die Probleme unserer Zeit, und zwar in einer neuen verherrlichten Gestalt des Christenthums bringen werde. Wie in dem Ganzen des kirchlichen Verlaufs, so beschreibt er auch die einzelnen hervorragenden Personen in denjenigen Entwicklungen, Zuständen und Akten

ihres Lebens, wo ſie ihre chriſtliche Bedeutung haben. Sie mögen nicht ſelten dadurch idealiſirt zu ſein ſcheinen; aber in der Hauptſache fällt in der That der Werth, welchen die Wirkſamkeit eines bedeutenden Mannes für die Kirche hat, mit dem Grade zuſammen, in welchem ſein Talent vom Evangelium durchdrungen iſt. Die Aufgabe die Neander ſich ſtellte, den Prozeß des göttlichen Lebens in der Menſchheit zu verfolgen, führte ihn dazu, den hiſtoriſchen Stoffen, welche er in den verſchiedenen Perioden behandelte, die Beſchreibung des chriſtlichen Lebens im engeren Sinne hinzuzufügen, und er hat damit eine Seite der Geſchichte in ein helleres Licht geſetzt. Er verſteht darunter die verhältnißmäßig näheren Beziehungen, in welchen das Bewußtſein des Chriſten zu Gott ſteht, auch die chriſtliche Geſinnung in den ethiſchen Beziehungen. Daher erfaßt er das Chriſtenthum in ſeinen urſprünglichen Geſtalten, die verſchiedenen Wege der Bekehrung; er verweilt gern bei der Thätigkeit der Miſſionäre, in deren Stiftungen ſich die apoſtoliſche Zeit in beſonders ähnlichem Bilde wiederholt; er ſchildert die Macht des Evangeliums, mit der es die Welt überwindet, oder auch mit der es ſie verſchmäht, und er hat an dieſem Punkt in der Geſchichte des Mönchsthums eine bewunderungswürdige Fülle und Tiefe chriſtlicher Erfahrung eröffnet. Die Umwandlung eines Lebens der Sünde in eine Hingabe der Geſinnung an Gott, die Verwandlung der Selbſtſucht in aufopfernde Liebe, die Andacht, die in Gebet und Kultus ſich darlegt, die eigenthümlichen Bedingungen, Schwierigkeiten, Irrthümer, unter welchen die Frömmigkeit ſich in den verſchiedenen Zeiten bewegt, das alles ſchildert er, ſtets zugleich den Geſichtspunkt feſthaltend, daß gerade in dieſen Aeußerungen die Zeugniſſe des reinen Evangeliums ſich am zahlreichſten finden, welches in allen Zeiten und an allen Orten die Gläubigen zu einer unſichtbaren Kirche verbindet.

Dieſe Theile ſeiner Kirchengeſchichte ſind vorzugsweiſe fruchtbar für das chriſtliche Leben der Gemeinde, und um die bezeichneten Geſichtspunkte allgemeiner wirkſam zu machen, ſchrieb er ſeine Denkwürdigkeiten aus der Geſchichte des chriſtlichen Lebens.

Es iſt nicht meine Abſicht, Neanders Geſchichtſchreibung, welche in dieſer Wiſſenſchaft eine neue Epoche begründet hat, in ihrem Verhältniß zu ſeinen Vorgängern genauer zu charakteriſiren. In dieſer Hinſicht iſt er in den Schriften von Baur, Krabbe, Hagenbach, Uhlhorn, Ullmann und Anderen ſo gründlich gewürdigt worden, daß mir nur Wiederholungen übrig bleiben würden. Weit mehr kommt es mir darauf an darzuthun, wie dieſelbe Einheit chriſtlicher Frömmigkeit und Wiſſenſchaft, welche Neanders Perſönlichkeit auszeichnete, auch ein charakteriſtiſcher Vorzug ſeiner Geſchichtſchreibung iſt. Das Perſönlichſte und das allgemein Bedeutende fällt hier, wie oft in großen Männern zuſammen. Was Auguſtin und Luther an neuen Grunderkenntniſſen ſchufen, das iſt zugleich ihr innerſtes Erlebniß geweſen. So erweiterte auch Neander ſein eigenes Leben und Weben in Chriſto gleichſam zur Seele der ganzen Kirchengeſchichte. Unzweifelhaft verdankt er Schleiermacher einen Antheil an der Erkenntniß dieſes Prinzipes. Die Bedeutung, welche dieſer der Religion und Chriſto im Centrum der Theologie und Kultur gab, war den Zeitgenoſſen wie ein neues Morgenroth aufgegangen; allein die bibliſchere Faſſung der Wahrheit und die Durchführung derſelben für die Kirchengeſchichte, iſt Neanders eigenthümliches Verdienſt, das weit hinausgewirkt hat über die Grenzen dieſer Disciplin auf den Geiſt der Theologie.

Da er das treibende Leben der Kirche mit Sicherheit erkannt hatte, ſo vermochte er auch die Veränderungen als eine Entwicklung zu begreifen. Auch dieſen Gedanken hat er

gleichfalls nicht erfunden, ſondern er ſtammte von Göthe, aus der Naturphiloſophie, und von Herder, der ihn in originellen Weiſe auf die Geſchichte der Welt bezog. Aber für die Kirchengeſchichte zeigte Neander zuerſt, wie daſſelbe einige göttliche Leben die menſchlichen Formen neben und nach einander hervor treibt oder die beſtehenden durchdringt, als das Beharrende im Wechſel, und lehrte die geſammte Chriſtenheit und ihre Geſchichte als einen Organismus verſtehen, in welchem das Ganze und die Theile in lebendiger Einheit wechſelſeitig auf einander wirken. Niemand zuvor hatte mit gleicher Kunſt die genetiſche Entfaltung der Kirche ſo glücklich gezeichnet. Gleichſam mit dem ſtillen Auge des Naturforſchers beobachtete er das Wachsthum aus der mit Geheimniß umgebenen Wurzel zu einem Stamm, deſſen Zweige immer weiter die Welt überſchatten. Weniger ſcharfe Charakteriſtiken umſchreiben die einzelnen Erſcheinungen, als daß dieſe, eine aus der andern entſtehend, oder eine neben der andern ſich behauptend, ſich wechſelſeitig beſtimmen und erklären. Was dem Chriſtenthum äußerlich iſt, wirkte bedingend ein, aber Neander machte nicht, wie der frühere Pragmatismus, menſchliche Bedingungen zu wirkenden Urſachen. Jene können ſollicitirend ſein, die ſchöpferiſchen Urſachen aber liegen hinter ihnen und ſtammen von oben her. Senfkornartig, ſagte er, ſei die Stiftung des Chriſtenthums geſchehen und in gleicher Weiſe entſtehe zu allen Zeiten das Große in dem Reiche Gottes; weshalb ein durch den Glauben für die göttlichen Dinge geſchärftes Auge erforderlich ſei, um es in ſeiner keimartigen Geſtalt zu erkennen. Als Bretſchneider einſt bemerkte, daß den Theſen Luthers nicht an der Stirn geſchrieben geweſen, was daraus ſpäter entſtanden ſei, äußerte Neander, an der Stirn freilich nicht, aber anderswo habe es geſtanden.

Es iſt daher auf ſeiner Grundbetrachtung beruhend,

wenn er überall beſtrebt iſt, das Eine und das Mannigfaltige in einheitlicher Anſchauung vorzuführen, beides in ſeinem göttlichen Recht und ſeiner Nothwendigkeit zur Anerkennung zu bringen. Hier empfängt das Eigenthümliche ſeine Würdigung; die Charismen der Perſonen, der Gemeinſchaften und der Zeiten, welche er mit liebevoller Sorgfalt beobachtet und meiſterhaft darſtellt. Da die menſchliche Natur im Ganzen und die Gnade in ihrem Weſen ſich nicht ändern, ſo verknüpfen ſich die Verſchiedenheiten der Erſcheinungen durch Wiederholung des Verwandten. Neander liebt es die Gleichheit, die oft überraſchend aus dem Gegenſatz hervorſpringt, hervorzuheben, um das unter dem Wandel herrſchende Geſetz bemerklich zu machen. Man hat darin ſonderbarer Weiſe die Spuren eines Mangels entdeckt, während doch aus den Analogien, die trotz der Trennung durch Zuſtände und Zeiten ſtattfinden, die Wahrheit und geſchichtliche Nothwendigkeit um ſo heller an den Tag kommen. Und über dem Ganzen ſchwebt einigend und verklärend die Geſtalt des Erlöſers, nach deſſen heiligem Bilde die Chriſtenheit ſich immer reiner geſtaltet, die ſündhaften Gegenſätze, welche das Abbild verzerren, geläutert und gemäßigt werden, ſo daß die Entwicklung der Kirche von einer göttlichen Teleologie geleitet wird, bis zu dem Punkte, wo die erlöſte Menſchheit der reine Abglanz der Herrlichkeit Chriſti ſein wird.

Neander bedurfte für ſeine Beſchreibung des Geſammtlebens der Chriſtenheit einen weiteren Horizont, als ihn der Schematismus einer Philoſophie oder das geſchloſſene Syſtem einer der chriſtlichen Kirchen eröffnete. Er liebte die Kirche der Reformation und ihre unvergleichlichen Vorzüge vor der römiſchen und ſelbſt vor der katholiſchen Kirche der erſten Jahrhunderte. Aber weder die Satzungen der lutheriſchen, noch der reformirten Kirche galten ihm in allen Punkten als unverbrüchliches Geſetz der Wahrheit. Wie

ſehr er Recht hatte, dieſe Beſchränkung zu verlaſſen, das beſtätigt ſich aus der mangelhaften Objectivität ſolcher Geſchichtſchreiber neueſter Zeit, welche vom lutheriſchen Dogma aus alle Linien der Geſchichte verfolgen. Er erkannte, daß die evangeliſche Kirche die Wahrheit reiner bezeuge als die übrigen; aber er fand auch in den übrigen Kirchenparteien manch echtes Zeugniß von Chriſto. Er ſuchte es mit Freuden auf, als eine Verherrlichung Chriſti und zuweilen auch als eine fruchtbare Ergänzung für die eigene Kirche. Ich möchte dem Vorwurf, welcher ihm öfters gemacht iſt, daß er nicht die Kirche, ſondern Individuelles beſchreibe, in dieſer Geſtalt nicht zuſtimmen. Die geſchichtliche Nothwendigkeit und der Werth der Kirchenbildungen entging ihm nicht, aber die Gemeinſchaft der Gläubigen ſchätzte er höher, als die ſichtbare Kirche. Hat er den Werth der mittelalterlichen Kirche in der Geſtalt des älteren Katholicismns und ebenſo in der Großartigkeit der Papſtkirche nicht anerkannt? Die allgemeinen Mächte, welche in ihr wirken und die Fülle der religiöſen Produktionen hat er reichlich beſchrieben, aber der Maßſtab ſeiner Beurtheilung iſt allerdings nicht die kirchliche Einheit und Feſtigkeit, ſondern das Neue Teſtament. Wenn er die allgemeinen Formen, in welchen das chriſtliche Leben ſich überall und dauernd objectivirt, nach ihren individuellen Unterſchieden veranſchaulicht, ſo geht er öfters von den Grundrichtungen aus, in denen der Geiſt ſich nothwendig bewegt, ob er ſich z. B. auf die Ideen oder auf die Exiſtenz in der Wirklichkeit wende, oder er zeigt, welches Grundvermögen des Geiſtes in dieſer oder jener Erſcheinung ſich charakteriſtiſch bethätige. Dieſe Theilungsprinzipien ſind fundamental und zugleich thatſächlich wirkſam und diejenigen, welche mit der Bemerkung, daß ſie pſychologiſch ſeien, ſie abzuthun meinen und an ihre Stelle entweder philoſophiſche oder kirchliche Kate-

gorien ſetzen, haben bis jetzt in Wahrheit noch keine objectivere Geſchichtſchreibung zuwege gebracht. Sie ſind von Neander keineswegs mechaniſch angewendet, ſondern verändert, mit anderen gemiſcht, je nach der Beſchaffenheit der Zeiten und Orte. Es iſt eine ungegründete Behauptung, der der Inhalt ſeines Werkes widerſpricht, daß es bei ſeiner Entwicklung der Geſchichte zu nichts komme, dieſelben Erſcheinungen immer wiederkehren. Man darf nur die Geſchichte der Lehre in den verſchiedenen Theilen verfolgen, um ſich nicht nur von der Tiefe und Originalität der Auffaſſung, ſondern auch von der Fülle der Ideen zu überzeugen, welche er in ihren verſchiedenen Stadien und Formen vor Augen ſtellt. Seiner empiriſchen Methode gemäß, geht er von den hauptſächlichſten Einzelerſcheinungen und Gruppen aus. Indem er ſtets beachtet, wie die eine die andere erfordert, wie ſie in Conflikt gerathen müſſen und ſich ergänzen, zeigt er die Umriſſe der Idee, welche ſich in dem Geſammtleben ausprägt. Es iſt daher eine unbillige Kritik, welche ſeine geſchichtliche Darſtellung ſchildert, als zerfalle ſie nur in Monographien. Es iſt möglich, dem Allgemeinen weitere Ausführung zu geben; es bleibt dann aber die andere Schwierigkeit übrig, daß in dem zugemeſſenen Raum das Individuelle zu ſeinem Rechte komme.

Dennoch halte ich bis zu einem gewiſſen Grade dieſe Ausſtellungen für berechtigt. Dieſelben Schranken, welche ſich in den Aeußerungen ſeines perſönlichen Lebens wahrnehmen laſſen, hemmen auch das Vordringen ſeines Geiſtes in der Geſchichtſchreibung. Wenn er in die Miſſionsgeſchichte des Mittelalters eintritt, kann man ein weiteres Eingehen wünſchen in die Bedingungen der Natur und des Völkerlebens, welche das Chriſtenthum vorfindet. Den Einwirkungen der politiſchen Geſchichte gewährt er bei den großen Akten der Kirchengeſchichte überall Berückſichtigung,

doch die Verflechtungen mit der Politik während des untergeordneten Verlaufes lassen sich vollständiger in ihren förderlichen oder hinderlichen Erfolgen darstellen. Er hat die Geschichte der Kirche in der Auswirkung ihrer eigenen Prinzipien auch da zu seiner Aufgabe gemacht, wo sie sich mit dem Staate berühren und man darf nicht von ihm fordern, daß er sie wie ein Historiker behandle, welcher eine politische Geschichte unter Berücksichtigung der religiösen Entwicklungen schreibt. Aber der gestaltende Einfluß politischer Gesichtspunkte auf kirchliche Begebenheiten hätte, seitdem es christliche Kaiser gab, häufiger ermittelt werden können. Die Punkte, wo die Poesie und die bildende Kunst dem religiösen Leben ihre Formen leiht, sei es dem privaten oder dem kirchlichen, hat er nicht unbezeichnet gelassen, aber auch nur berührt und hat mit Bewußtsein den befähigten Geschichtschreibern ein Gebiet überlassen, dessen große Ausdehnung und wichtiger Inhalt immer mehr anerkannt wird. Ueberhaupt lagen ihm die Gegenstände des nationalen und Kulturlebens ferner; in dem Individuellen erforschte er gewissermaßen das ideale und kosmopolitische Christenthum. Dieselbe Methode hielt ihn ab, und zwar mit Wissen und Willen, die Persönlichkeit bedeutender Männer bis zu Einzelheiten auszumalen, welche ein äußerliches Schlaglicht auf sie werfen. Hie und da hätte er mehr darin thun können. Die Figuren, welche er darstellt, wären zuweilen dadurch plastischer und dem gewöhnlichen Leben näher gerückt worden, aber ihm, der auf das Große und Tiefsinnige gerichtet war, erschien die Ausführung ins Kleine als kleinlich. Züge bedeutenden Inhalts, namentlich eines solchen, der von der Kraft des Evangeliums zeugte, verschmähete er nicht, und nach der Seite hin, welche doch die wichtigste ist, hat er die geschichtlichen Gestalten höchst charakteristisch und anschaulich herausgearbeitet.

Was man an Neanders Werk vermißte, haben andere Historiker zu leisten versucht. Die Einen haben die stylistische Form verbessert, die Anderen sich mehr auf die politische oder ästhetische Seite gerichtet, noch Andere haben die Kirchengeschichte bestimmter in den Dienst der Partikularkirchen genommen; überall aber in der protestantischen Geschichtschreibung, wo man die Entwicklung der Kirche aus der Entfaltung ihrer religiösen Prinzipien zu verstehen suchte, ist sein Einfluß erkennbar; und wo eine Auffassung und Methode von einem ihm ganz fremden Standpunkte verfuhr, hat sie wenigstens die Ergebnisse seiner ausgebreiteten Forschungen nicht außer Acht lassen können. Für die Schilderungen der christlichen Frömmigkeit und Sitte, für die Durchforschung der ersten kirchlichen Jahrhunderte, für die spätere Geschichte des Mittelalters und die Geschichte der Häresien und für die Biographie hervorragender Männer der Kirche ist eine so fruchtbare Anregung von ihm ausgegangen, wie von keinem anderen Kirchenhistoriker.

Er hatte seine Kirchengeschichte bis in die Periode fortgeführt, welche der Reformation vorangeht. Dieser letzte Theil bestand aus großen und namentlich für die Hussitische Reformation werthvollen Fragmenten, aber es war keine allgemeine Geschichte, überhaupt war noch nicht die letzte Hand angelegt. Die zunehmende Verdunkelung seiner Augen nöthigte ihn, sich mehr und mehr zum Lesen und Schreiben fremder Hülfe zu bedienen. Sein Diktat war bis zur Schilderung der Gottesfreunde vorgerückt, jener Mystiker des 14. Jahrhunderts, denen er besondere Sympathien widmete, damals die Stillen im Lande, in denen eine innigere, geistigere Frömmigkeit, eine tiefere Gottesliebe unter den kirchlichen Satzungen glühete. Da ward sein Mund für immer geschlossen.

Er ſtarb, wie er gelebt hatte*). Die Angriffe, mit welchen ſich die tödtliche Krankheit ankündigte, kämpfte er mit gewohnter Kraft des Willens und der Pflichttreue nieder. Er hielt ſeine Vorleſungen, allein er mußte Pauſen machen, weil die Stimme verſagte. Ein Zuhörer ſprach die ſchmerzliche Ahnung aus: Das iſt die letzte Vorleſung unſeres Neander. Zur gewohnten Nachmittagſtunde nahm er das Diktat wieder auf und ſetzte es unter gewaltſamem Ringen des Geiſtes drei Stunden lang fort. Selbſt die Schweſter, welche ihn bat ſich zu ſchonen, fand kein Gehör. Am Abend zwang die Macht der Krankheit ihn abzubrechen. Nun war er vor allem bemüht, die Schweſter zu beruhigen. Er rief ſie an ſein Bett, reichte ihr die Hand: Sei nicht ängſtlich, es iſt nur vorübergehend. Am nächſten Tage ließ er ſich wiſſenſchaftliche Gegenſtände und Zeitungen vorleſen und äußerte ſeine Theilnahme bei jeder Erwähnung kirchlicher Angelegenheiten, ſeine Liebe gegen alle, die ihn umgaben, ſeine Dankbarkeit für jeden Dienſt, der ihm erwieſen wurde. Die Nacht verging unter großen Schmerzen. Mit rührender Stimme betete er um Schlaf. Am Morgen verlangte er in krankhafter Erregung aufzuſtehen, um an die Arbeit zu gehen. Da trat die Schweſter zu ihm und bat: Denke, lieber Auguſt, was Du mir in Krankheiten geſagt haſt, „es kommt von Gott, darum müſſen wir uns gern darein fügen.“ „Das iſt wahr, erwiderte er mit plötzlich beruhigter Stimme, es kommt Alles von Gott und wir müſſen ihm dafür danken.“ Einige Zeit nachher umdunkelte ſich ſein klarer und ſtarker Geiſt. In ſeinen Phantaſien ſetzte er ſeine exegetiſchen Vorleſungen mit ſtarker Stimme fort, dann das Diktat ſeiner Kirchengeſchichte; und ſo ſehr lebte er in ihr, daß er genau

*) S. die ſchöne Schilderung vom Lic. Rauh in der Sammlung: Zum Gedächtniß Auguſt Neanders. Berlin 1850.

da einsetzte, wo er zwei Tage zuvor das Diktat unterbrochen hatte. Darauf sprach er: Ich bin müde, ich will nun schlafen gehen, und wiederholte mehrmals mit dem Ausdruck innigster Liebe: Gute Nacht! Dann trat der Schlummer ein, aus welchem er nicht wieder erwachte. Gott führte ihn schlafend durch das Thor des Todes in das Heimathland. Es war am 14. Juli 1850.

Da zeigte sich noch einmal, wie er geliebt ward. Wenige wohl, die ihn gekannt hatten, vernahmen die Nachricht ohne ernste Bewegung, unzählige mit tiefem Schmerze. Die Universität würdigte ganz den herben Verlust. Mit Thränen in den Augen, mit Schluchzen vernahmen die Studirenden in den Hörsälen die Ankündigung. Einer unserer angesehensten Geistlichen, damals Prediger in Berlin, erzählt, daß er von der Trauernachricht überrascht, mit zitternden Knieen die Kanzel bestieg und in halber Betäubung predigte. Es ist keine leere Rhetorik, was der Hofprediger Strauß in seiner geistvollen Rede am Sarge sprach: „Tausende in unserer Stadt und in unserem deutschen Vaterlande theilen schon in diesem Augenblicke unsere Trauer, und bald wird der ganze evangelische Lehrstand in Europa und in der Welt ihn theilen.“ Neander ist vielen zum Segen gewesen, welche mit ihm lebten; möge er auch kommenden Geschlechtern zum Segen sein.

Solche Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz.

Dem geliebteſten aller Lehrer.

Verzeih', wenn in des Gleichmuths Wage
Nicht mein Gemüth die Worte legt,
Denn eine alte fromme Sage
Hat mir es wunderbar bewegt.
Als Knabe hab' ich ſie geleſen
Und ſchon dem Knaben ſchien ſie ſchön,
Doch ſollt' ich jetzt erſt ganz ihr Weſen
Und ihren tiefen Sinn verſtehn.

Du kennſt die ſchönſte der Legenden —
Vom Lieblingsjünger unſres Herrn
Und jenem Jüngling — meinen Händen
Entſank das Buch; was fremd und fern
In fernen Zeiten ſich begeben,
Wie war mir's jetzt ſo traut, ſo nah!
Wie ſtand vor meinem inneren Leben
Der heilige Apoſtel da!

Es trug ſein Bild ja theure Züge,
Mich mahnte ja ſein tiefer Blick
An ſtille Stunden voll Genüge,
An ein noch unverblühtes Glück.
Denn mir auch war es ja geworden,
Wie der Pilot zu Sternenau'n,
Wie ſehnend der Magnet nach Norden,
Auf einen feſten Pol zu ſchaun.

Wer mag der Jugend Glück verſtehen!
Sie hebt und trägt mit Adlerſchwung
In alle Tiefen, alle Höhen
Der Fittich der Begeiſterung.

Doch will das Ideal ihr ſchwinden,
Sinkt erdenwärts ihr Flug zurück,
Im Menſchen dann es neu zu finden —
Das iſt der Jugend ſchönſtes Glück.

Mag dann die Zeit ihr Vieles rauben
Eins bleibt ihr ewig ungeraubt,
Ihr bleibt der wandelloſe Glauben,
Der an der Menſchheit Adel glaubt.
Und hegt ſie den in treuer Seele,
Dann ſehnt ſie auch mit gläub'gem Sinn
Sich nach dem Menſchen ohne Fehle,
Nach aller Menſchen Heiland hin.

Ihn haſt du Edler uns verkündet.
Ihn ließeſt du mit leiſem Weh'n,
Wie es des Glaubens Gluth entzündet,
Durch heiße Jünglingsherzen geh'n.
Gleich wie der Mond mit ſanftem Grüßen
Gemahnet an der Sonne Licht,
Sahn ſie des Heilands Gnade fließen
Um dein verklärtes Angeſicht.

Und wie zur Jugend ging dein Streben,
So geht zu dir der Jugend Drang;
Wohl manche Lippe weilt mit Beben
Bei deines Namens ſüßem Klang;
Wohl ſind von manches Herzens Pochen
Die wärmſten Schläge dir geweiht;
Wohl manch' ein Wort, das du geſprochen,
Lebt ſegnend fort in alle Zeit.

O Mann der Jugend, Mann der Herzen!
Wenn ſich dein Auge gramverſtört,
Feucht in der Wehmuth heil'gen Schmerzen
Vom Treiben des Jahrhunderts kehrt —
Blick dann auf uns, der Jugend Schaaren!
Merk auf den Geiſt, der ſie durchweht,
Und ſieh ein Heer, das den Gefahren
Kühn einer Welt entgegengeht.

Drum laß ſie wehn des Glaubens Fahnen!
Laß brauſen Luthers Schlachtgeſang!
Die hohen Geiſter unſrer Ahnen
Geleiten ſiegreich unſern Gang.
Schon tönt der Feinde Kriegsgeſchmetter,
Der ganzen Menſchheit tönt es Spott;
Wohlauf denn! ſie für ihre Götter,
Wir für den Glauben, wir für Gott!

Hermann Roſſel.

Im Verlag von **Eugen Strien** in Halle erſchien:

Erinnerungen

an

den Baron Ernſt von Kottwitz

von

D. J. L. Jacobi,

ordentl. Profeſſor der Theologie in Halle.

Preis 1 Mk.

Urtheile der Preſſe:

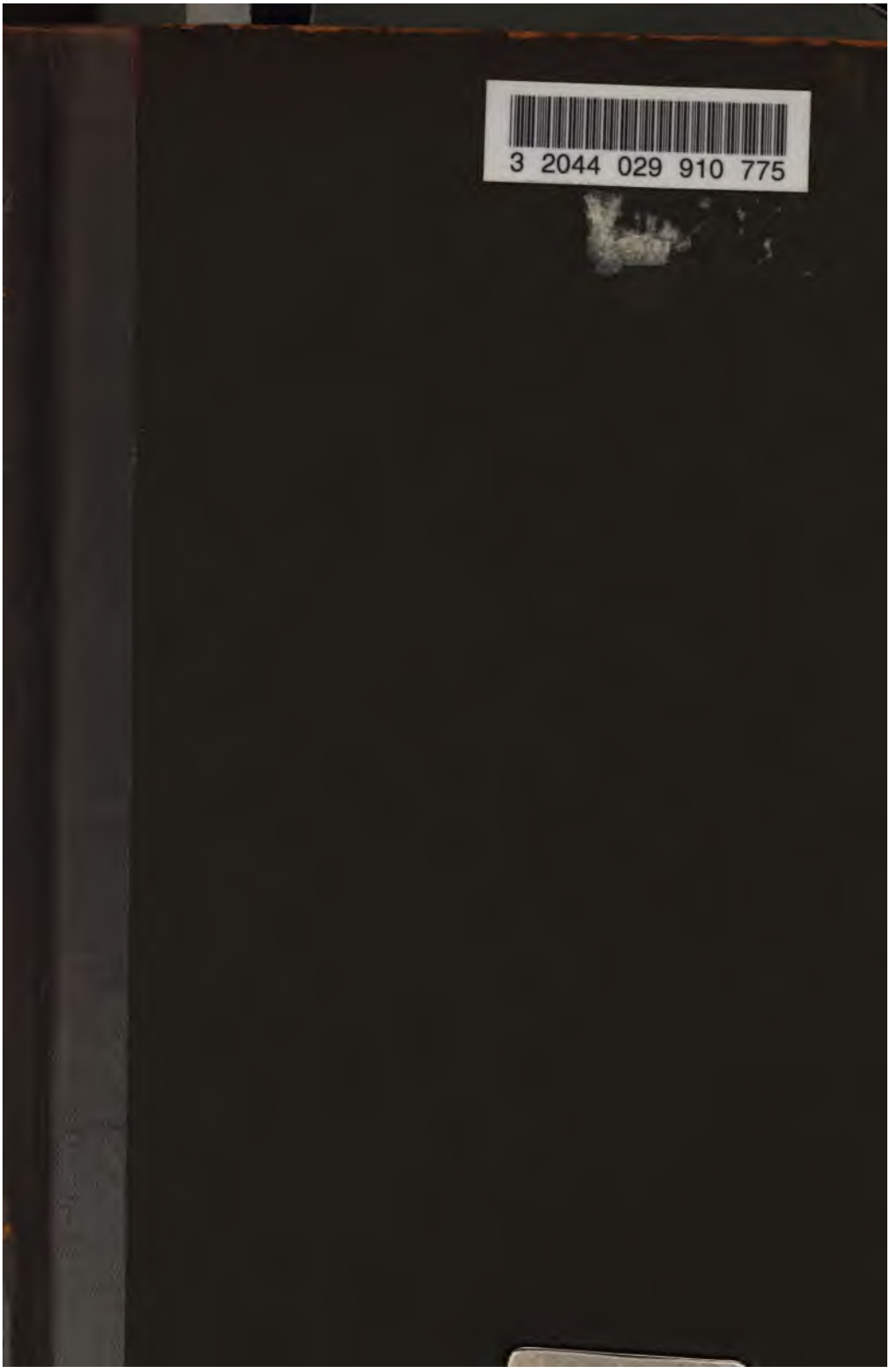
Kirchl. Monatsſchrift 1882. Mai ... Und ſo danken wir es Herrn D. Jacobi, daß er mit der Genauigkeit des Geſchichtsforſchers ſammelte, was ihm von Kottwitz bekannt und zugänglich geworden. Eine ſolche Sammlung der Brocken iſt mehr werth, als eine Schilderung, an welcher ausmalende Einbildung ein gutes, wenn nicht das beſte Theil hat. Und in dieſem Falle ſind die Einzelheiten doch nicht nur Brocken geblieben. Der Verfaſſer hat, durch den ſel. Neander bei dem Baron eingeführt, Jahre lang in naher Beziehung zu demſelben geſtanden und iſt unter denen geweſen, die ſeinem müden Leibe das Grabgeleite gaben. Vertrauter Umgang und innige Liebe verbinden die aufbehaltenen Züge zu einem Charakterbilde, aus dem der Ernſt, die Milde, die Demuth, die Leutſeligkeit als die Früchte des Geiſtes, und die Bezeugungen männlicher, echt evangeliſcher Liebe aus dem bußfertigen Glauben heraus dem Leſer zu Herzen reden. Wer ſich durch dieſe Mittheilung an das Schriftchen ſelbſt weiſen läßt, wird darin etwas für den inneren Menſchen finden, wenn er es nicht nur überfliegt, denn es will ja eben zum Umgange mit dem heimgegangenen Patriarchen helfen.

Deutsches Literaturblatt 1882. Nr. 5. Es sind persönliche Erinnerungen an den edlen und frommen Baron Kottwitz, dieser nicht blos in Berlin, wo er als Mann und Greis lebte, sondern in weiten Kreisen in Segen fortlebenden christlichen Persönlichkeit, dem Freunde Neanders, Tholucks, Goßners, Bethmann-Hollwegs und so vieler anderer, auf die er eine gleich starke Anziehungskraft übte. Er war gleichermaßen ein Mann christlicher Innerlichkeit, wie christlicher, opferfreudiger That. Die Schrift wird durch ihre lebendige Wärme manchen Leser nicht blos für die individuelle Würdigung des Mannes gewinnen können, von dem sie spricht, sondern weit über dies persönliche Moment hinaus auch der heiligen Sache dienen, der Kottwitz, als er zu sich und zu seinem Gott und Heiland gekommen war, von ganzem Herzen gedient hat.

Allg. Missionszeitschrift 1882. Juni. Eine anmuthige, frische, erquickliche Monographie, welche der Senior der Halleschen theol. Fakultät aus dem Schatze seiner Jugenderinnerungen geschöpft und dem jüngeren Geschlechte zum Geschenk gemacht hat, als eine erwünschte Kompletirung des schönen Bildes, das vor fast 60 Jahren Tholuck in seinem Erstlingswerke: „Von der Sünde und dem Versöhner“ von dem „Vater Abraham“ gezeichnet. Unseres Wissens ist das Jacobi'sche Schriftchen das umfassendste biographische Denkmal des in der Stille so einflußreichen „Patriarchen“, welches wir besitzen. Auch für die Missionsgeschichte unserer Zeit ist die Gabe höchst willkommen, denn sie läßt uns einen Blick in die Kreise thun, in welchen das Missionsleben der Neuzeit seinen Ursprung hatte. Möchte die Lektüre des schönen Büchleins dem Geschlecht der Gläubigen unserer Tage nicht blos eine Erquickung gewähren, sondern auch zur belebenden Verinnerlichung Anregung geben.

3 2044 029 910 775

Druck von Fr. Richter in Zeitz.


3 2044 029 910 775

3 2044 029 910 775